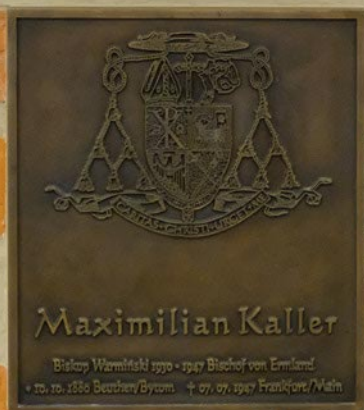


ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2021



ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 271

2021

Inhalt

Vorwort	3
Der verkannte König - Friedrich Wilhelm I. von Preußen	4
Das „Retablissement“ - der Wiederaufbau Ostpreußens nach der Pest	13
Der Lenz verschiebt die Premiere	19
Eine Sache wie das Impfen	20
30 Jahre deutsch-polnischer Nachbarschaftsvertrag - 30 Jahre AGDM	23
50 Jahre Allensteiner Heimatmuseum „Treudank“	27
Impressionen aus unserem Treudank	33
Feldblumen	51
Der Flügel	52
Letzter Sommer daheim	55
Berichte aus Allenstein	56
Geschenk zum 30. Geburtstag	56
Preußische Kaserne wird zum Kinderhospiz	57
Erinnerung an deutsche Straßennamen	58
Alenstein – Das Zentrum der Region	59
Aus unserer Allensteiner Familie	61
Wir gratulieren	61
Wir gedenken	62
Suchanzeigen	63
Verschiedenes	66
Programm 65. Jahrestreffen (unter Vorbehalt)	66
An die Mitglieder unserer Stadtgemeinschaft	67
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	68

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	69
Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Deutschland und Europa	70
Ostpreußen - hören...	71
Hinweise der Redaktion	72
Vordruck für Familienanzeigen	73
Bücherecke	75
Allenstein heute - zwischen Tag und Traum	75
Allenstein - wie es einmal war	76
Allenstein - Stadt unserer Jugend	77
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	79
Impressum	80

Titelbild:	St. Jakobikirche, Aquarell von Katarzyna Tomala
Vordere Innenseite:	Bronzebüste des 45. Bischof des Ermlands, Maximilian Kaller (1880-1947), in der St. Jakobikirche, gestaltet von der Allensteiner Bildhauerin Erika-Maria Wiegand Foto: W. Samjeske
Hintere Innenseite:	Terrakotta-Relief des Nicolaus Copernicus, im Auftrag der Stadtgemeinschaft Allenstein gestaltet von Erika-Maria Wiegand zur Einweihung des Hauses Kopernikus
Rückseite:	Jahrestreffen der Ostpreußen 2022



Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

wird über die Besiedlung des weitgehend verödeten Ostpreußens nach der großen Pest von 1710 gesprochen, denkt man vor allem an die Siedler, die 1732 wegen ihres Glaubens aus dem Fürstbistum Salzburg vertrieben wurden und im Königreich Preußen Aufnahme fanden. Aber zu dieser Zeit war die Kolonisation von Preußisch-Litauen, wie es damals hieß, bereits weitgehend abgeschlossen. Dies war vor allem dem beharrlichen Bemühen eines Mannes zu verdanken, der häufig und zu Unrecht nur als „Soldatenkönig“ gesehen wird: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Zwar hatten Vorbereitungen schon vor seinem Regierungsantritt begonnen, aber nur seine Tatkraft und seine Liebe zum Detail, aber auch seine Strenge, die, wie Wolfgang Stribny beschreibt, sein gesamtes Regierungshandeln bestimmten, konnten das Werk erfolgreich zu Ende führen. Hierfür zollte ihm sogar sein Sohn, der große Friedrich, höchste Anerkennung.

Unser „Treudank“ in Gelsenkirchen feierte kürzlich sein 50-jähriges Bestehen, ein guter Grund, seiner Geschichte und seinen vielfachen Schätzen, die auch vielen Allensteinern nicht bekannt sein dürften, in diesem Heft größeren Raum zu geben. Mehr können Sie unter www.heimatsammlungen.de entdecken, dazu reicht heute ja schon ein Smartphone. Vielleicht bekommt bei dem Betrachten dieser Bilder sogar jemand Lust, zukünftig bei dem Erhalt und der Gestaltung unseres Heimatmuseums mitzuwirken.

Ihren 30. Geburtstag feiern dieses Jahr unsere Freunde von der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit. Wir gratulieren ganz herzlich und freuen uns mit ihnen über das aktive Vereinsleben im Haus Kopernikus. Zwar musste auch die AGDM ihre Aktivitäten im vergangenen Jahr sehr einschränken, aber die Planungen für dieses Jahr laufen bereits.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich viel Freude an diesem Heimatbrief und trotz der noch vorhandenen Unwägbarkeiten eine angenehme Sommerzeit. Hoffen wir, dass unser jährliches Treffen nicht erneut den Einschränkungen zum Opfer fällt, und wir uns gesund bei unserem 65. Jahrestreffen am 11. September 2021 in Gelsenkirchen wiedersehen.

Ihr

Gottfried Hufenbach

Der verkannte König – Friedrich Wilhelm I. von Preußen

Von Wolfgang Stribrny



Friedrich Wilhelm I., Gemälde von Lisiewski nach Pesne

Als Friedrich Wilhelm (1713-1740) seinem Vater nachfolgte, hatte er ein fertiges Reformkonzept, das er unbeirrt

und hartnäckig verfolgte. Traf er auf Widerstand oder vermutete er ihn, griff er hart und unerbittlich durch.

Als absoluter Monarch fühlte er sich nur Gott verantwortlich. Auf Grund seiner pietistischen Frömmigkeit nahm er es mit dieser Bindung aber bitter ernst. Höfische Repräsentation und Kultur bedeuteten ihm nichts, und so stellte er sich gegen vieles, was seine Eltern hochgehalten hatten. Bei seiner Thronbesteigung reduzierte Friedrich Wilhelm I. den Hof energisch. Viele Würdenträger und Bedienstete wurden entlassen, den anderen die Gehälter drastisch vermindert. Das Ansehen des Militärs in der Rangordnung wurde erhöht, das Heer wesentlich vermehrt. Die Paradetruppen wurden abgeschafft. „In Brandenburg-Preußen hielten Disziplin und Askese, Strenge und Nüchternheit ihren Einzug“, so der Historiker Gerhard Oestreich.

Friedrich Wilhelm bemühte sich, seinem gleichnamigen Großvater nachzueifern. Ähnlich wie dieser fühlte er sich von holländischem Wesen angezogen. Potsdam, das von nun an bis 1945 ständiger Wohnsitz der Hohenzollern wurde, verdankt ihm seine – von den Kommunisten teilweise zerstörten – an Holland gemahnenden Eigentümlichkeiten: Kanäle, Brücken, Backsteinhäuser, den hohen Turm der Garnisonkirche mit dem Glockenspiel. Unter Gichtschmerzen malte er in holländischer Manier Ölbilder: meist Porträts seiner Soldaten. Er schrieb darunter: „in tormentis pinxit“ (unter Qualen gemalt).

Schon in seiner Kronprinzenzeit kümmerte er sich um Details und Bestand auf genauer Ausführung seiner Befehle. Im Exerzieren seiner Soldaten ging er bereits damals neue Wege der Ausbildung und wurde zum sachkundigen Militär.

Als Achtzehnjähriger heiratete er Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover, die ihm 14 Kinder schenkte, darunter als ersten überlebenden Sohn Friedrich den Großen. Auch wenn man nicht den durch Hass auf den Vater getrübten Erinnerungen seiner ältesten Tochter Wilhelmine von Bayreuth folgen kann, wird man doch zugeben müssen, dass es in dieser Ehe bei aller treuen Zuneigung erhebliche Spannungen gab. Die Hofhaltung der Königin im Schloss Monbijou am Rand des damaligen Berlin versuchte den höfischen Stil zu pflegen, soweit der König es finanziell zuließ. Er selber lebte puritanisch-bürgerlich und fand sein Hauptvergnügen im Tabakskollegium und auf der Jagd. Das Tabakskollegium war eine Männergesellschaft, die beim Bier kameradschaftliche, lautstarke Geselligkeit pflegte.

Man hat den Soldatenkönig nicht grundlos als Tyrannen geschmäht, dabei aber die wirkliche Tragik des Königs übersehen. Um Brandenburg-Preußen zu einem unabhängigen Staat, zu einer Königsmacht zu erheben, mussten alle Kräfte konzentriert werden.

Die Steigerung der Einkünfte, um das Heer unabhängig von ausländischen Zahlungen zu halten, erschien wichtiger als kulturelle Blüte und persönliches Glück. Der Untertan wurde in den Dienst des Staates gezwungen, wobei der König nicht davor zurückscheute, selbst den Krückstock zu schwingen. Schonungslos wurden individuelle Neigungen unterdrückt, um den Dienst am Staat zu erzwingen. Was er selbst als hervorragender Fachmann in militärischen Dingen, in

der Verwaltung und Ökonomie erkannt hatte, was er sich auch als Glück für den Einzelnen in der Tiefe seines reichen Gemüts ersehnte, was er als Christ gläubig erhoffte, vermochte er so gut wie gar nicht an andere Menschen weiterzugeben. Sein kongenialer Sohn war einer der wenigen, der nach schrecklichen Auseinandersetzungen das innere Wollen des Vaters begriff. Was er wünschte, musste pünktlich, exakt und „ohne zu resonieren“ ausgeführt werden. Immer wieder findet sich in seinen Erlassen das Wort „cito“ oder „citissime – „schnell“, „auf das Allerschnellste“. Es wurde hart kommandiert und durchgegriffen, so dass er zu Lebzeiten mehr gefürchtet als geliebt wurde. Um ihn recht zu verstehen, bedarf es wohl eines einführenden Dichters wie Jochen Klepper, der ihm in seinem Roman „Der Vater“ ein würdiges Denkmal setzte.

Friedrich Wilhelm I. war ganz seiner Aufgabe hingegeben, aus einem rückständigen, armen Land einen modernen Staat zu machen. Dieses Ziel beschäftigte ihn rastlos von früh bis spät, trieb ihn als allgegenwärtigen König auf Dienstreisen durch sein Land.

Er erlaubte es sich nicht, sieht man von seiner Verbindung zu den Stillen im Lande, den Pietisten, ab, sein wahres Wesen anderen zu enthüllen. Friedrich Wilhelm I. litt an seiner Aufgabe, er litt aber auch an körperlicher Überanstrengung sowie an der schmerzhaften Gicht. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, ausgedehnte Parforcejagden und in erster Linie Überanstrengung bei der Regierungstätigkeit haben ihn früh verbraucht. Reizbar, von manchen seiner Mitarbeiter bitter enttäuscht, von

Schmerzen geplagt, spürte er selbst, wie er wider seinen Willen seinen Nächsten und vielen Untertanen zur Last wurde.

Friedrich Wilhelm I. war ein kindlich-gläubiger Mann. Er kannte die Bibel und lebte mit ihr, er war kein Pharisäer und kein Mucker. Sein Wesen zeigt sich nirgends deutlicher als bei der Begrüßung der um ihres lutherischen Glaubens willen vertriebenen Salzburger im Potsdamer Schlosshof 1732. Der König sang mit ihnen Choräle, befragte sie über ihren Glauben und teilte ihnen seine eigenen Erkenntnisse mit. Er war so bewegt, dass ihm Tränen die Backen herabrollten, und sagte: „Ihr sollt's gut haben, Kinder, ihr sollt's gut haben“. Kaum je ist ein königliches Versprechen mehr gehalten worden als dieses!

Sein Königsamt verstand er als Auftrag Gottes. An Gottes Stelle und in seinem Sinn wollte er regieren und wusste doch, dass er als Sünder irren musste. Er litt unter diesem Zwiespalt und erkannte, dass nur Gottes Gnade ihn retten konnte. Er ordnete an, dass die Geistlichen nach seinem Tode über das Pauluswort: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“ predigen sollten. Von modernen Despoten unterschied sich Friedrich Wilhelm I. grundlegend. Denn wer da sagt „man muss dem Herrn mit Leib und Leben, mit Hab und Gut dienen und alles dransetzen als die Seligkeit; die ist vor Gott, alles andere muss mein sein“, stellt zwar harte Forderungen, grenzt sie aber entscheidend ein. Die Autorität Gottes bricht alle irdische Befehlsgewalt.

Zu Recht trägt Friedrich Wilhelm I. den Beinamen „der Soldatenkönig“. Brandenburg-Preußen war zunächst ein Staat wie alle anderen auch. Lediglich

die Person und die Leistungen des Großen Kurfürsten hoben es aus der übrigen Staatenwelt heraus. Das spezifisch Preußische bildete sich besonders unter Friedrich Wilhelm I. heraus. Preußens „größter innerer König“ – so nannte ihn in der Zeit der preußischen Reformen schon Theodor von Schön – legte die dauernden Grundlagen des preußischen Staates. In der Bilanz, die er bei der Thronbesteigung 1713 zog, musste ihm das preußische Militär als einziger positiver Posten erscheinen. Die Armee war intakt und hochwertig, während die ökonomischen Zustände durch die verheerende Pest in Ostpreußen und die Misswirtschaft darniederlagen.

Auch in den Augen des neuen Königs brauchte Preußen als Land der überall gefährdeten Grenzen eine starke Armee; er sah aber auch die damit verbundenen Übel: Um das Militär zu unterhalten, war die eigene Wirtschaft zu schwach. Es musste deshalb von fremden Mächten bezahlt und gelegentlich sogar mehr zu deren als zum eigenen Nutzen eingesetzt werden. Die Überlegung des Königs ging nun dahin, dass der Wiederaufbau des Staates vom besten Sektor des Staatswesens, der Armee, auszugehen habe und diese auch wirtschaftlich auf eigenen Beinen stehen müsse. Dabei soll nicht übersehen werden, dass sich der König schon als Knabe für das Militär begeisterte und insofern der Neuanfang nicht nur vernunftmäßiger Überlegung, sondern auch persönlicher Neigung entsprach. Um das umfangreiche Heer bezahlen zu können – und die Mittellage Preußens machte ein starkes Heer notwendig, wenn man überhaupt politisch mit-

sprechen wollte –, war eine wirtschaftliche Umstellung geboten. Einheimische Schafwolle, das wichtigste Exportprodukt, durfte nicht mehr als Rohprodukt exportiert werden, sondern war im Lande zu verarbeiten. Ausländische Tuche durften nicht mehr eingeführt werden. Die heimische Landwirtschaft wurde durch Schutzzölle und ein Einfuhrverbot für fremdes Korn geschützt. Das galt jedenfalls für Jahre mit guten und ausreichenden Ernteerträgen.

Durch massiven staatlichen Einfluss auf die Wirtschaft wurde die Verarbeitung einheimischer Rohstoffe gefördert. Dabei legte der König besonderen Wert auf die Qualität der Produkte. Unnachgiebig und streng verfolgte er Faulenzerei, Puscherei und das damals übliche „Feiern“ der Handwerker, Arbeiter und Bauern etwa am „blauen Montag“. Damit erhöhte sich die Produktivität der einheimischen Wirtschaft. Darüber hinaus wurden durch Friedrich Wilhelm I. Maßstäbe gesetzt, die uns seitdem als „preußische Tugenden“ bekannt geworden sind.

Der Bedarf des Heeres an Tuchen und Nahrung wirkte als Schwungrad der Wirtschaft. Dadurch, dass teure Importe für den Heeresbedarf entfielen, und durch die Reduzierung der prächtigen Paradetruppen seines Vorgängers gelang es dem König, die Kosten für das Heer zu verringern. Schon zu seiner Zeit kreierte man es ihm übel an, dass er das dadurch freigewordene Geld zur Vermehrung der Armee benutzte. Im Gegensatz zu heute waren die Waffen nicht der kostspieligste Teil der Rüstung. Die preußischen Waffen blieben waffentechnisch im ganzen

achtzehnten Jahrhundert im Wesentlichen gleich, nur der Verschleiß, besonders in Kriegszeiten, war zu ersetzen. Teuer waren die Kleidung, die Verpflegung und die Unterkunft der Soldaten. Dafür jedoch sorgte man nun aus eigener Kraft.

Der Soldatenkönig trug seit 1720 ständig Uniform und wirkte damit stilbildend für die Monarchen bis zum heutigen Tag. 1718 kam es zu einem äußerlich ablesbaren Stilbruch in den Uniformen. Schmückendes Beiwerk wurde nun nicht mehr eingestickt, sondern nur noch aufgesetzt, um den Rock wenden zu können. Prunkröcke und Perücken verschwanden. Die neuen Uniformen benötigten weniger Stoff. Jedes Jahr erhielt die Armee – als einzige in Europa – neue Uniformröcke. Die nur kurze Zeit getragenen Uniformen wurden nach dem Weiterverkauf an die Zivilisten zur Volkstracht. Die Verstärkung des Heeres – 1740 verfügte Preußen über achtzigtausend Mann und damit über das viertstärkste Heer Europas – hatte einschneidende soziale Auswirkungen. Der König führte für nachgeborene Bauernsöhne und Kleinbürger die Wehrpflicht ein; die Erinnerung an die alte Pflicht zur Verteidigung des Landes war noch nicht erloschen. Wenn manche Historiker meinen, dass die Wehrpflicht die Abhängigkeit erhöht hätte, weil der Bauernsohn der von zu Hause gewohnten Junkerherrschaft nunmehr beim Kommiss mit seinen adeligen Offizieren wieder begegnete, dann ist eher das Gegenteil richtig. Dadurch, dass adlige Untertanen als Wehrpflichtige dem König unterstanden, wurden die Bauern vom Gutsherrn unabhängig. Die Erbuntertänigkeit wurde durchbrochen. Denn nach

dem Grundwehrdienst, der ein bis drei Jahre dauerte, blieb der Soldat zehn Monate zu Haus und leistete nur in den zwei Exerziermonaten im Frühjahr seine Reserveübungen ab. Gerichtsstand und Personalbehörde blieb das Regiment, die Männer blieben rechtlich Soldaten. Der Untertan des Adligen wurde zum Mann des Königs. Damit war die Macht des Adels grundlegend erschüttert. Aus der höchst lästigen Werbung im Inland, die im Ausland weiterging, war eine Art von Bauernbefreiung auf Umwegen geworden.

Der Adel wurde für seine nachgeborenen Söhne auf die Offiziersstellen verwiesen. Der preußische Adel rechnete es sich bald als Ehre an, des Königs Rock zu tragen. An kargen Lebensstil war man zumeist derart gewöhnt, dass der geringe Sold kaum jemanden abschreckte. Junkerliche Allüren spielten keine Rolle. Die Offiziersstellen blieben zwar im Allgemeinen dem Adel vorbehalten, aber der Adel stand fest im königlichen Dienst, es war eine königliche, keine Junker-Armee. Die Gründung des Kadettenkorps für den Offiziersnachwuchs bot dem Adel die Möglichkeit einer kostenlosen, standesgemäßen Erziehung mit der Aussicht auf eine Offiziersstelle.

Unter den im Ausland Geworbenen, die dauernd Dienst taten – auch wenn die Wehrpflichtigen daheim waren –, fanden sich überwiegend Gutwillige. Fünf bis zehn Prozent bestanden aber aus Hergelaufenen, die allein mit Methoden zu bezwingen waren, wie man sie heute vergleichsweise noch in der französischen Fremdenlegion findet. Die Zustände im preußischen Heer sind uns einseitig überliefert worden.

Das schriftkundige städtische Bürgertum, bei dem die ausländischen Soldaten im Quartier lagen, nahm an jenen oft bedenklichen Elementen Anstoß. Ferner haben zwangsmäßig geworbene Gebildete über ihre Armeezeit nicht ohne Recht geklagt.

Das in jedem Schulbuch abgebildete und verdamnte „Spießrutenlaufen“ war eine Strafe der Militärjustiz für Fahnenflucht. In allen vergleichbaren Armeen wurden ergriffene Fahnenflüchtige ohne Federlesens erschossen. Beim Gasse laufen gab es immerhin eine Chance, sein Leben zu retten. Der Soldatenkönig führte mit Hilfe seines Freundes Fürst Leopold von Anhalt-Dessau ein neues Exerzierreglement ein, das eine wichtige Voraussetzung für den exakten Einsatz des Heeres in der Schlacht war. Große Leute wurden bei der Werbung bevorzugt, weil sie ein weitreichendes Gewehr mit langem Lauf schneller laden konnten.

Hier lag auch ein sachlicher Grund für die sonst persönlicher Vorliebe entsprungene Potsdamer Riesengarde (die übrigens alle militärischen Verbesserungen erproben musste). Durch scharfen Drill erreichte man auch, dass die Preußen schneller als die Soldaten anderer Armeen schießen konnten. Um all dies kümmerte sich der König persönlich.

Wenn immer wieder betont wird, dass siebzig Prozent des Staatshaushaltes für das Militär ausgegeben wurden, übersieht man meistens, dass zwei Drittel der Einnahmen von den Ständen ausdrücklich für das Heer bewilligt worden waren, und vergisst, dass die Soziallasten von der Kirche, von den Grundherren und Städten getra-

gen werden mussten, dass die Kirchen und Schulen für ihren Unterhalt eigenes Vermögen hatten und die niedere Verwaltung in den Händen der Gemeinden und Gutsbesitzer lag. Bedenkt man diese wesentlich andere Verteilung der Lasten, so stellt man überrascht fest, dass, der preußische Militärstaat lediglich ein Drittel seiner Einnahmen für die Verteidigung ausgab. Dieses Drittel allein kann Vergleichsmaßstab zu den heutigen Verteidigungslasten sein.

Mit dem gleichen Recht, mit dem man Friedrich Wilhelm I. den „Soldatenkönig“ nennt, könnte man ihn „Bürgerkönig“ nennen. Die Behördenorganisation hat Friedrich Wilhelm I. eigenhändig in seinem Jagdhaus Schönebeck in der Schorfheide, dem beliebten Jagdrevier der Hohenzollern nördlich von Berlin, entworfen. Danach entstand eine neue oberste Verwaltungsbehörde, das Generaldirektorium. Es hatte die gesamte innere und finanzielle Verwaltung zu lenken. Selbstverständlich entschied der König alle wichtigen Dinge selbst und behielt die Fäden in der Hand. Preußen wurde aus dem Kabinett des Königs heraus regiert, in dem der König von früh auf emsig und unermüdlich wirkte (mit Ärmelschonern, um die Uniform nicht zu strapazieren). Die Ordnung der Zentrale wurde auch auf die Provinzen übertragen, in denen „Kriegs- und Domänenkammern“ entstanden. Sie waren für Steuern und Domänen in Land und Stadt zuständig.

Als wahrer Bürgerkönig verordnete Friedrich Wilhelm I. 1717 die allgemeine Schulpflicht für Mädchen und Jungen. Sie wurde in den nächsten

Jahrzehnten konsequent auch in entlegenen, armen Dörfern durchgesetzt. Der König selbst inspizierte beispielsweise bei Arnswalde (Neumark) solche Schulen. Der Staat half bei der Finanzierung. Preußen wurde der erste bedeutende Flächenstaat, der die allgemeine Schulpflicht einführte (Frankreich 1880, Großbritannien 1882, Rußland 1930). Leider spielt dieser entscheidende Fortschritt in der Debatte über Preußen keine Rolle.

Mit der neuen Organisation und den neuen Beamten, mit denen er sich umgab und von denen er hohe Leistungen erwartete, hatte der König Erfolg. Die auf den umfangreichen Domänen, etwa einem Drittel der landwirtschaftlich genutzten Fläche, lastenden Schulden wurden abgelöst. Durch Ankauf verschuldeter Rittergüter erhöhte er den staatlichen Anteil am Boden als dem damals mit Abstand wichtigsten Produktionsfaktor. Die Einkünfte aus den Domänen stiegen während seiner Regierungszeit von 1,8 auf 3,3 Millionen Taler. Domänen wurden grundsätzlich nur an bürgerliche Pächter vergeben, während die Rittergüter dem Adel vorbehalten wurden. Das Los der Bauern auf den Domänen wurde vom König wesentlich erleichtert. Die Frondienste – die Leistungen der Bauern für die Landwirtschaft der Domänen – wurden herabgesetzt, das Prügeln der Bauern verboten.

Der preußische Staatshaushalt unter Friedrich Wilhelm I. vermied Schulden. Hier wie überall galt es, ein „Plus zu machen“. Das war auch damals durchaus ungewöhnlich und erregte in Europa Aufsehen. Der König legte einen Staatsschatz an. Bei seinem Tod 1740 hinterließ er acht Millionen

Taler, die im Keller des Berliner Schlosses lagerten. Der gesamte Staatshaushalt musste mit sieben Millionen Talern Einnahmen auskommen, davon kam fast die Hälfte aus den Domäneneinkünften. Von den Ausgaben brauchte die Armee fünf Millionen Taler. Der Rest musste für die ganze Staatsverwaltung genügen, der Überschuss kam in den Staatsschatz. Der König selbst beschränkte sich für seine Hofhaltung auf 52.000 Taler.

Auch bei den Beamten bevorzugte Friedrich Wilhelm I. Landeskinder. Um Korruption und Vetternwirtschaft auszumerzen, wurde die Oberrechnungskammer in Potsdam gegründet. Sie ist der mit freilich weit größeren Rechten ausgestattete Vorläufer des heutigen Bundesrechnungshofes. Es gehörte zum Wesen des durch Friedrich Wilhelm I. geschaffenen preußischen Militärstaates, dass militärische Formen und Anschauungen auf den zivilen Bereich übertragen wurden. In die Amtsstuben zog mit ehemaligen Militärbeamten, die in die zivile Verwaltung übernommen wurden, vor allem aber dank des königlichen Kommandostils ein militärischer Ton ein. Disziplin und klare Unterordnung erwiesen sich einerseits bald als immenser Vorzug preußischer Verwaltung. Barsche Behandlung der Bürger von oben herab machte einerseits die preußischen Beamten außerhalb der Grenzen des Königreichs vielfach unbeliebt. Strenge Sachlichkeit, Pflichterfüllung, Ordnung, Pünktlichkeit, Sparsamkeit und Bescheidenheit waren durchaus bürgerliche Tugenden, die Friedrich Wilhelm I. seinen Soldaten und Beamten vorlebte und die bis heute als vorbildlich gelten.

Mit Hilfe der Beamten betrieb der Soldaten- und Beamtenkönig sein großzügiges Siedlungswerk. Dabei ist besonders an das „Retablissement“, den Wiederaufbau Ostpreußens zu denken. Hier wurden im Nordosten der durch die Pest entvölkerten Provinz die 20.000 vertriebenen lutherischen Salzburger angesiedelt. Ähnlich wie zur Zeit Herzog Albrechts von Preußen entstand eine ganze Reihe neuer Städte, darunter Gumbinnen. „Preußen (gemeint ist Ostpreußen) frisst mir auf“, seufzte der König einmal. Aber seine unermüdliche, aufreibende Arbeit hat sich gelohnt und hat ihm, sieht man vom Kronprinzen und den Salzburger ab, zwar kaum die Dankbarkeit der Zeitgenossen, aber doch diejenige der Nachgeborenen eingebracht.

Für die gewundenen Wege der Außenpolitik war dieser König ungeeignet. Er konnte dort keine Lorbeeren sammeln. Militärisch knappe Anordnungen fruchteten hier nichts, und sein empfindliches Gewissen verbot ihm, kriegerische Mittel einzusetzen. Im politischen Testament von 1722 überließ er es dem Nachfolger, die berechtigten Erbansprüche seines Hauses, er dachte da vor allem an Berg und Jülich, „herbeizuschaffen“. Weiter heißt es dort: „Betet zu Gott und fangt nie einen ungerechten Krieg an, aber wozu ihr ein Recht habt, davon lasset nicht ab, denn gerechte Sachen wird Gott segnen, aber ungerechte Sachen wird Gott verlassen, dessen seid versichert... Aber mein lieber Nachfolger, ich bitte euch, keinen ungerechten Krieg anzufangen denn Gott hat ungerechte Kriege verboten und Ihr müßt immer Rechenschaft ablegen für jeden

Menschen, der in einem ungerechten Krieg gefallen ist. Bedenke, dass Gottes Gericht scharf ist.“

Immerhin gewann Friedrich Wilhelm I., als der Stern König Karl XII. von Schweden gesunken war, endlich die pommersche Hauptstadt Stettin, sowie Vorpommern bis zur Peene und die Inseln Usedom und Wollin (1720). Damit war ein Ziel erreicht, das noch auf die askanischen Markgrafen von Brandenburg zurückging. Die Zurückdrängung Schwedens aus Deutschland war aber mehr das Werk der anderen am Nordischen Krieg beteiligten Mächte als dasjenige Preußens.

Während einer Reise durch Süddeutschland versuchte Kronprinz Friedrich am 4. August 1730, dem König und seinem Dienst zu entfliehen. In Steinsfurt bei Sinsheim nahe Heidelberg, wo sich diese Begebenheit zutrug (heute befindet sich dort ein sehenswertes kleines Museum für Friedrich den Großen: „Das Lerchenest“), war damit der Höhepunkt des klassischen Kronprinzendramas erreicht. Während der König zu Österreich neigte und eheliche Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern kaiserlicher Gesinnung wünschte, hatte sich die Königin in den Kopf gesetzt, ihre älteste Tochter Wilhelmine und den Kronprinzen mit englischen Königskindern zu verheiraten. Der Kronprinz litt besonders unter der erniedrigenden Behandlung und dem barschen Wesen des Königs, der in seinem Sohn alles das verkörpert sah, was er bekämpfte. Friedrich Wilhelm I. scheute nach dem Fluchtversuch – wie schon früher – nicht davor zurück, seinen Sohn mit dem Stock zu traktieren und dachte daran, ihn von der

Thronfolge auszuschließen. Um Friedrich die ganze Schwere seiner Fahnenflucht, auf der die Todesstrafe stand, deutlich zu machen, ließ er seinen Mitverschworenen, den Gardeleutnant Hans Hermann von Katte, unter dem Fenster des Kronprinzen in Küstrin enthaupten. Ganz auf sich allein gestellt, bildete sich in der folgenden Zeit der Bedrängnis bei Friedrich eine Zähigkeit und Beständigkeit heraus. Alles unreife Wesen fiel von ihm ab. Friedrich Wilhelm I. sorgte für eine sorgfältige Ausbildung des Sohnes bei der Kriegs- und Domänenkammer der Neumark, nachdem er einige Monate strenger Haft mit Haltung überstanden hatte. Schließlich nahm er ihn, nachdem der Kronprinz sich 1733 dem Wunsch des Vaters nach der Eheschließung mit der frommen und bescheidenen, aber charaktervollen Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern gebeugt hatte, wieder in Gnaden an.

Zwei Tage vor seinem Tode ordnete der Soldatenkönig an: „Soll 14 Tage darauf in allen Kirchen meines Landes eine Leichenpredigt gehalten werden, und zwar über den Text: ich habe einen guten Kampf gekämpft etc., über welchen Text des Vormittags gepredigt und das Lied, Wer nur den lieben

Gott läßt walten..., gesungen wird. Von meinem Leben und Wandel, auch Facta und Personalia soll nicht ein Wort gedacht, dem Volk aber gesagt werden, dasz ich solches expresz verboten hätte, mit dem Beyfügen, dasz ich als ein groszer und armer Sünder stürbe, der aber bey Gott und seinem Heiland Gnade gesucht; überhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.“

Sein großer Sohn aber schrieb in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ über ihn: „Er arbeitete an der Wiederherstellung der Ordnung in Finanzwirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege und Heerwesen. Denn diese Gebiete waren unter der vorangegangenen Regierung gleichermaßen verwahrlost. Er besaß eine arbeitsame Seele in einem kraftvollen Körper. Es hat nie einen Mann gegeben, der für die Behandlung von Einzelheiten so begabt gewesen wäre. Wenn er sich mit den kleinsten Dingen abgab, so tat er das in der Überzeugung, dass ihre Vielheit die großen zuwege bringt. Alles, was er tat, geschah im Hinblick auf das Gesamtbild seiner Politik. Er strebte nach höchster Vervollkommenung der Teile, um das Ganze zu vervollkommen.“

Prof. Dr. Wolfgang Stribny (1935-2011) ist ein Nachkomme böhmischer Glaubensflüchtlinge. Er wurde in Hessen geboren, wuchs aber in Frankfurt an der Oder auf. Er studierte Geschichte, Geographie und Politikwissenschaften in Göttingen und Freiburg. 1974 wurde er als ordentlicher Professor für Geschichte an die Universität Flensburg berufen. Diesen Lehrstuhl hatte er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1997 inne. Seine Forschung befasste sich vorwiegend mit Fragen der preußischen Geschichte. Er galt als ausgewiesener Kenner der Geschichte der Hohenzollern. Mehr als dreißig Jahre war Stribny Mitglied der Arbeitsgemeinschaft zur Geschichte Preußens.

Das „Retablissement“ – der Wiederaufbau Ostpreußens nach der Pest

Von Gottfried Hufenbach

Das preussische Lithauen ist in Europa wenig bekannt, obwohl es verdient, es mehr zu sein; es ist eine Schöpfung meines Vaters ... ich finde in diesem Unternehmen meines Vaters, diese Wüste bewohnbar und glücklich zu machen, wahrhaft Heroisches. Friedrich der Große

Beschäftigt man sich mit dem Wiederaufbau und der „Repeuplierung“ Ostpreußens nach der großen Pest von 1710, denkt man als Erstes an die Salzburger, die wegen ihres Glaubens aus ihrer Heimat vertrieben wurden und quer durch Deutschland zogen, um der Einladung des preußischen Königs zu folgen (s. AHB 269). Dabei wird oft vergessen, dass der Aufbau der Salzburger Kolonie erst am Ende des großen Kolonisationswerkes stand, das die Folgen der Pest, die ein Drittel der Einwohner hingerafft und weite Landstriche verödet hatte, beseitigen sollte.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm I. 1713 den Thron bestiegen, wandte er seine Aufmerksamkeit dem durch die Pest verarmten und entvölkerten östlichen Gebiet Preußens zu. Er ließ sich auf das Genaueste und Eingehendste über den Zustand des Landes, die Ursachen des Leidens und mögliche Wege zu dessen Beseitigung informieren.

Schon vier Wochen nach der Thronbesteigung erließ er sein erstes Kolonisten-Patent, das erste einer langen Reihe ähnlicher Schriftstücke, die zur Besiedlung einluden, aber auch erläuternde Bestimmungen über die Art der Ansiedlung, die Behandlung der Kolonisten oder deren Rechtsstellung

enthielten. Bereits im zweiten Jahre seiner Regierung reiste er nach Osten, um nach dem Rechten zu sehen und sich persönlich ein Bild der dortigen Zustände zu machen. Diese für das Kolonisationswerk überaus bedeutenden Reisen setzte er fort, in den Jahren 1714 bis 1739 insgesamt neunmal. Fast jeder dieser Reisen folgten umfassende Anordnungen, um den Wiederaufbau des Landes voranzutreiben.

Noch vor der ersten Reise wurden, außer dem erwähnten Patent, mehrere Edikte zur Kolonisation erlassen wie die eigenhändige Verfügung des Königs, er wolle 200 Familien aus Brandenburg, Magdeburg und der Grafschaft Mark nach Preußen senden: „Es soll eine Ordre ergehen an die benannten Kammern, dass ein jedes ahmt etliche Familien geben zu die 200. es müssen keine bauren sein, sondern von die Hausleutte. Die Provinzialkammer sollen Ihr leiben examiniren, dass es keine Prachers sein, es sollen guhte Wirte sein, jede Familie soll vier Hufen kriegen, solcher acer wie Magdeburg und Nauensche das schlegste, die 200 Familien sollen den 24 Seven. 1715 in Berlin stehen ... jede Familie gehbe saht und Brodkorn und Besahts ... das muss alles veranstaltet werden.“

In den Jahren 1715 und 1716 ereignete sich wenig. Der Nordische Krieg hielt Preußen in Atem. Erst mit der zweiten Reise nach dem Osten gewannen die kolonisatorischen Ideen wieder an Bedeutung. 1718 wurden die wichtigsten Kolonisten-Patente erlassen, die für alle späteren die Grundlage bildeten, sowohl für die Einbeziehung städtischer Kolonisten, als auch für alle Neuankömmlinge, „welche sich im Königreich Preußen häuslich niederlassen wollen“. Diese Patente richteten sich sowohl an die Zuzügler, die in freundlichem Tone aufgefordert wurden, nach Litauen zu kommen, wie auch an die alten Bewohner, die mit Strafe bedroht wurden, wenn sie die Zuzüge stören würden, schließlich auch an die Beamten, sich der Kolonisten besonders anzunehmen. In dem Patent vom 21. November 1718 werden umfangreiche „Beneficien“ zugesagt. Die Patente ändern sich nun auch äußerlich, sie werden mit einem Titelblatt versehen und sind eindeutig auch für andere als preußische Gebiete bestimmt.

Auch in den folgenden Jahren (1719-1720) ergingen weitere Einladungspatente und Bestimmungen für die Kolonisation. Ein Generalpatent legte fest, dass nur Einwanderer mit Reisepässen und Erlaubnisscheinen der Obrigkeit den Weg nach Preußen nehmen durften. Ein wichtiger Schritt war die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern in den preußischen Kammerämtern; in einem anderen Patent werden schlesische Seidenwirker nach Preußen eingeladen.

Aber dennoch machte die Kolonisation keine großen Fortschritte. Die gewünschte Wirkung der bisherigen Patente trat nicht ein. Es kamen zwar

einige Ansiedler, aber ihre Zahl war gering und sie waren voller Misstrauen. Einige liefen wieder davon, nur wenige blieben und nahmen die harte Arbeit an. Der König musste die Erfahrung machen, dass Patente allein, auch wenn sie in der freundlichsten Sprache verfasst waren, wenig bewirkten. Zunächst mussten sich die örtlichen Verhältnisse grundlegend ändern. Eine gerechte Besteuerung, bessere Lebensumstände der Bauern und ein gesicherter Bestand ihrer Höfe waren die besten Anreize für tüchtige Siedler. Nach dieser Erkenntnis ging der König nun vor.

Schon seit dem Jahre 1715 hatte eine besondere Kommission, die sog. Hubenschoss-Kommission, oder auch kurz Huben Commission genannt, den Auftrag, die Besteuerung des Landes auf Grund genauer Vermessungen zu untersuchen. Nach vierjähriger Arbeit war die Tätigkeit dieser Kommission beendet. Das merkwürdige Resultat dieser Untersuchung war, dass rd. 35.000 Huben (Hufen) gar nicht hätten besteuert werden dürfen. Da der König erklärte, sich mit geringeren Einnahmen aus der Hubenschosssteuer zu begnügen, konnten Regelungen getroffen werden, die den Einzelnen nicht ungerecht und übermäßig belasteten.

Noch wirksamer war die Gründung der preußischen Domänenkommission. In einer Sitzung in Berlin, welche der König selbst leitete, wurden die Grundzüge für die Kommission entworfen. Ziel des Königs war „eine neue Einrichtung der Wirthschaft, damit nicht nur alle Mängel und Lasten, wodurch unsere Unterthanen bisher bedrückt worden, abgestellt, sondern auch gedachte Unterthanen auf

solchen Fuss gesetzt werden mögen, dass sie auf keinerlei Weise, weder durch ungebührliche executiones von verschiedenen Kassen beschwert, noch durch Aufbürdung mehrerer Lasten, als sie zu tragen vermögen, ausser dem Stand gesetzt werden mögen, dass sie sich ehrlich und wohl ernähren können.“

Der preußischen Domänenkommission, die an die ständige Berliner Kommission zu berichten hatte, gehörten der Oberpräsident aus Königsberg, Graf zu Waldburg, und Minister von Görne aus Berlin an. Diese beiden sollten sich zunächst über die „Prinzipien“ verständigen, was sich aber angesichts der sehr unterschiedlichen Charaktere als schwierig erwies. Während der Berliner Minister bereits mit einer Reihe von Verbesserungsvorschlägen nach Königsberg kam und eine sofortige Umsetzung seiner Vorschläge verlangte, verwahrte sich der Oberpräsident in fast ablehnender Haltung gegen jede Überstürzung. Er führte das ungeduldige Verhalten von Görnes auf mangelnde Kenntnis der lokalen Verhältnisse zurück.

Trotz mehrerer Sitzungen konnten sich beide über die Anlage der Dorfschaften nicht einigen. Einig waren sie darin: „dass das wüste Land besetzt, das besetzte cultivirt und die Dörfer nach Gelegenheit angeleget werden müssen, dass jeder Bauer mit zwei Huben zu versehen sei,“ und dass es das Ziel der Kommission sein müsse, „den Bauer auf einen richtigen Fuss zu setzen, und dass ihm nach seiner Ackerbeschaffenheit weder zu viel, noch zu wenig aufgeschlagen werden müsste.“

Obwohl sie sich nicht auf ein Vorgehen einigen konnte, machte sich die

Kommission auf den Weg nach Oletzko, da in diesem Amt nach Weisung des Monarchen mit der Umsetzung begonnen werden sollte. Die Ankunft des Königs ließ nicht lange auf sich warten, er leitete persönlich zwei Sitzungen, in denen die Ansiedlungsfragen eingehend erörtert wurden. In der ersten Sitzung verlangte Friedrich Wilhelm I. zunächst Vortrag darüber, „wie weit die Commission in ihrer Arbeit avancirt sei und was vor Punkten zur Decision ausgesetzt wären, über welche, ehe er entscheide, einem jeden seine Meinung frei nach Eyd und Gewissen zu entdecken unverwehret sei, wenn er aber einmal decide, soll keineswegs frei stehen, darüber zu raisonniren.“

Nachdem er die verschiedenen Vorschläge zur Kenntnis genommen hatte, entschied er zunächst, dass einzelne Gebäude, die noch 2 bis 3 Jahre erhalten werden könnten, stehen bleiben. Sofern ein Dorf zu groß sei, sollten zwei daraus gemacht werden. Sollte etwas Land übrigbleiben, sei, wenn es praktikabel wäre, ein Krug zu errichten. Weiterhin legte er fest, dass jedem Bauern zwei volle Saathufen zugeteilt werden. Die Größe der Dörfer setzte er auf 24 bis 30 preußische Hufen fest, auf denen ca. 12 bis 15 Bauern in einem Dorf zusammenwohnen sollten. Weiterhin verfügte er: „Dass die Bauern keine Windhuben, sondern wirkliche zwei Sähuben haben, zu welchem Ende Alles, was Unland ist in den Feldern, wann es auch nur ein ganz kleiner Dimpel sei, überschlagen und abgezogen werden solle, es möge so viel Zeit und Unkosten darauf gehen, als es immer wolle, massen sonst der Bauer, wenn er etwas schuldig bliebe,

immer ein excuse, dass seine zwei Huben nicht voll wären, haben würde.“

Die Steuerveranschlagung für den einzelnen Bauer erschien ihm viel zu hoch und er ermahnte die Kommission: „Dass sie nämlich nicht deswegen angeordnet wäre, umb allein Vorwerke und Dörfer zu bauen, sondern die bisherigen Missbräuche abzuschaffen, dem Bauer abzuhelfen, seinen bisherigen miserablen Zustand und Lebensart zu verbessern und auf seine Conservation bedacht zu seyn, massen Er nur auf etwas Fixes Staat machen wolle. Würde man aber bei der neuen Einrichtung zu hoch gehen und es der Bauer nicht aushalten können, so wollte er sich nicht an den Beamten, sondern an die Commissarien, welche die Einrichtung gemacht und welche mit Hab und Gut, auch ihren Kopf davor haften müssten, halten.“

Auch verfügte er, dass in den entvölkerten Dörfern die verschiedenen Nationalitäten nicht vermischt, sondern in einem Dorfe nur Angehörige einer Nation angesiedelt werden sollten. In Bezug auf die Scharwerkdienste entschied er, dass der Bauer nicht wie bisher bis zu drei Tagen die Woche Dienst leisten müsse, sondern nur einen Tag. Auch die Pachtverträge sollten geprüft und ggf. neu gefasst werden.

Nachdem die „Principien“ durch den König und nach seiner Abreise das weitere Vorgehen durch die Kommission im Detail festgelegt waren, konnten die Arbeiten an dem Kolonisationswerk beginnen.

Im Jahre 1722 kamen die ersten Siedler aus Franken, Schwaben, aus der Wetterau und Nassau an. Sie wurden

auf des Königs Kosten von Halberstadt nach Stettin befördert, von dort per Schiff nach Königsberg gebracht und dann in die litauischen Ämter und zu den bereits fertigen Häusern und Höfen geführt. Ebenso kamen einige Tausend aus dem Bayreuther Land, Hunderte von magdeburgischen und halberstädtischen Ackerknechten, zu deren landwirtschaftlichen Fähigkeiten der König besonderes Vertrauen hatte. Auch der Umfang der Schweizer Kolonie wurde vergrößert. Schließlich kam der letzte Trupp einiger hundert Kolonisten, mehrheitlich Franken und Nassauer, über Insterburg in Gumbinnen an und wurde in die freien Höfe eingewiesen. Diese Einzel- und Gruppeneinwanderungen zogen sich bis zum Jahre 1725 hin. Ein Zeichen, dass danach kein weiterer größerer Zuzug von Ansiedlern gewünscht wurde, ist das Ausbleiben von Kolonisten-Patenten nach 1726. Allerdings erfolgte 1732 durch ein gesondertes Patent die Einladung der Salzburger. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung unternahm der König nochmals Versuche, bislang unbebaute Hufen zu besiedeln.

Mit dem Abschluss der Besiedlung war die Fürsorge des Königs aber keineswegs beendet. Die Protokolle der litauischen Deputation, die später in eine eigenständige Kriegs- und Domänenkammer umgewandelt wurde, geben darüber Auskunft, wie sehr der König sich auch weiterhin um den Fortgang der Besiedlung kümmerte.

So wollte er am Ende der ersten Kolonisationsperiode (1725) wissen, ob auch alle Bauern beim Scharwerk die deutschen Pflüge verwendeten, ob auch das Joch abgeschafft sei, damit sie sich an die deutsche, besonders

die magdeburgische Wirtschaft gewöhnten.

Im nächsten Frühjahr müssten alle Kolonisten mit dem deutschen Pflug ausgerüstet sein, anderenfalls sei mit Strafen zu rechnen. Auch die Ernte sollte nur auf magdeburgische Art betrieben werden und alle Verwaltungsbeamten wurden angewiesen, darauf zu achten.

Auf dem Lande wohnten nach Ansicht des Königs zu viele Handwerker, besonders zu viele Schuster; sie sollten in die Städte ziehen, wohin sie gehörten. Ferner fragte er nach, ob Hopfengärten angelegt wurden, wie die Feldfrüchte stünden und ob noch Handwerker fehlten. Vor allem wollte er wissen, wie sich die Kolonisten entwickeln, wie viele gute, wie viele weniger tüchtige Landwirte seien und ob Aussicht bestehe, dass letztere sich bessern würden. Was sollte man mit einem offensichtlich gänzlich unerfahrenen Kolonisten wie dem in Görskullen anfangen, der für sein Pferd noch ganz grünen Hafer hauen ließ?

Die einzelnen Ämter mussten häufig und detailliert Bericht erstatten: wie viele Knechte, Mägde und Gärtner vorhanden sein sollten und wirklich vorhanden waren, ebenso musste über die Zahl der Pferde, Ochsen, Kühe und über den Zustand der Gebäude und Ställe berichtet werden.

Sorge machten dem König auch die Beamten, deren Ungeschick und Trägheit ihn oft erzürnte und die er häufig ermahnte und sogar mit Festungshaft bedrohte. Als er im Jahre 1728 wieder in Litauen war, rügte er den Kammerdirektor von Bredow scharf: „Derselbe solle pflichtmässigst vigiliren, dass jeder bei der Deputation sein *devoir* thue und seinen Dienst mit

Treue und Eifer verrichte, widrigenfalls er ihm davon berichten oder aber davor *responsable* sein müsste.“ Darauf ermahnte v. Bredow die Mitglieder der Deputation, „dass sie in allen ihren Verrichtungen bloss und allein Sr. Königl. Majestät wahren Dienst und allerhöchstes Interesse zum Augenmerk haben sollten, ohne Nebenabsichten auf eigene Interessen.“

Aber vor allem erzürnte den König Unredlichkeit. Das Schicksal des Rates von Schlubhut belegt, wie unerbittlich er dann sein konnte. Schlubhut hatte sich manche kleine Vergehungen zu Schulden kommen lassen, besonders wurde ihm eine zu harte Behandlung der Kolonisten vorgeworfen. Nachdem er sich schon mehrmals gegen den Verdacht der Veruntreuung verteidigen musste, wurde ihm nachgewiesen, dass er 800 Thaler von den für die Ansiedlung bestimmten Mitteln zu seinem eigenem Nutzen verwandt hatte. Zwar hatte er diese widerrechtliche Entnahme in seinen Büchern vermerkt, sich auch verpflichtet, den Fehlbetrag aus seinem Vermögen zu ersetzen, doch das half ihm nichts. Das Gericht erkannte auf einige Jahre Festungsstrafe, aber der König hob das Urteil auf und erklärte, „er werde ihn hängen lassen“. Trotzig erwiderte Schlubhut, dass dies nicht die richtige Art sei, einen preußischen Edelmann zu behandeln, er glaube nicht, den Galgen fürchten zu müssen. Auch versuchte am nächsten Sonntag der Hofprediger, bewogen durch einige Verwandte Schlubhuts, das Herz des Königs zu erweichen, indem er über die Worte predigte: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet.“ Der König war auch tief bewegt und soll sich der Tränen nicht habe erwehren können,

aber ließ am nächsten Tag vor dem Sitzungszimmer der Domänenkammer einen Galgen aufrichten, die Mitglieder zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen und vor ihren Augen ihren Kollegen aufknüpfen.

Auch wenn der König durch solche Maßnahmen seinen unbeugsamen Gerechtigkeitssinn beweisen konnte, waren sie nicht gerade geeignet, den zur Auflehnung neigenden Kolonisten Respekt vor den Beamten einzuflößen. Klagen über auflehndes Verhalten häuften sich, und mehrfach fielen Aussprüche wie „ein Kriegsrat sei schon gegangen, bald möchten wohl mehrere folgen“.

Trotz der Strenge des Königs ließen die Beamten nach seiner Meinung an „attention und solidite“ viel zu wünschen übrig, z.B. bei der Einsetzung der Kolonisten. Wie in den Konferenzen vom 5. und 6. Juli 1721 festgelegt wurde, sollte ein Dorf höchstens 24 bis 30 urbare preußische Hufen mit 12 bis 15 Bauern umfassen. Häufig zählten aber die Dörfer mehr Höfe, teils mit mehr, teils mit weniger als zwei Hufen. Das sollte nun ausgeglichen werden, aber dieser Ausgleich glich einer Revolution, die durch die Weisung verschlimmert wurde, die schlechten Landwirte möglichst auszumerzen und sie durch gute zu ersetzen.

So lautete ein Befehl des Königs: „Wenn keine Vermahnung noch gelinde Mittel helfen, sollen die liederlichen Wirthe sogleich vom Erbe zu schmeissen sein und bei anderen Wirthen, unter scharfer Aufsicht der Schulzen und des Amtes als Knecht in Dienst gehen oder zum Gärtner werden“.

Die Absicht solcher Befehle war gewiss löblich, aber nicht selten liefen sie dem Interesse des Landes zuwider. Denn wie sollte ein Bauer mit Freude arbeiten, wenn er sich seines Besitzes nicht sicher sein konnte und jeden Augenblick der Amtmann oder der Schulze kommen konnte, um ihn und seine Familie zu vertreiben. Als der König erkannte, dass es häufig zu Fällen von Willkür kam, erließ er mehrere Weisungen, um Härten durch Ausweisungen zu vermeiden.

Trotz mancher Unzulänglichkeiten war das Ergebnis des Retablissemments, der Wiederaufbau Ostpreußens, aber durchaus zufriedenstellend, wie ein Zeitzeuge feststellte:

„Es haben diese Ministri solche vor Lithauen erspriessliche Absicht dergestalt zu erfüllen sich bestrebet, dass, da man zuvor unbesäte, mit Strauch und Unkraut bewachsene, auch mit Steinen beschwerte Aecker, ja, hin und wieder nur Fusstapfen von Häusern, Höfen und Ställen befand, man nunmehr dieses Unwesen gehoben und das Land in andrer, von der vorigen sehr unterschiedener Verfassung siehet; den Häuser- und Höfebau, als das Vornehmste anfangs vor Ankunft der Colonisten mit solchem Eifer und Fleiss fortgesetzt, dass man in zwei Jahren 6 neu angelegte Städte, 332 vordem wüste, nun mit bauerlichen Wirthen besetzte Dörfer, 24 Wassermühlen, 49 Kammerämter, ohne die Vorwerke, auch 11 neue Kirchspiele mit so viel wohlerbauten Kirchen und Pfarrgebäuden in Lithauen zählen konnte.“

Quelle: Friedrich Wilhelm's I. Colonisationswerk in Lithauen, vornehmlich die Salzburger Colonie, von Dr. Max Beheim-Schwarzbach, Königsberg 1879

Der Lenz verschiebt die Premiere

Theater unten und Theater oben:
Erst kam die Sonne täglich zu den Proben,
und die Premiere war schon festgesetzt.
Da wurde sie (man kennt das ja) zuletzt
auf gänzlich unbestimmte Zeit verschoben.

Die kleinen Sträucher stehn gekränkt im Garten,
Komparserie muss eben immer warten.
Die Sonne, heißt es, sei indisponiert.
Das Stück vom Lenz wird später aufgeführt.
Was machen wir nun mit den Eintrittskarten?

Am Himmel hingen schon die ersten Geigen.
Die Veilchen übten sich schon im Verneigen.
Doch weil die Sonne noch nicht scheinen will,
spielt man derweil das alte Stück: „April“ –
so einen Schmarren wagt man uns zu zeigen!

Die Damen ließen sich bereits die netten
getupften Premierenkleider plätten.
Die dicken Herren riefen „Gott sei Dank!“
und feuerten die Westen in den Schrank.
Und liegen jetzt mit Schnupfen in den Betten.

Wir führten unser Herz zu früh spazieren.
Nun regnet es. Und die Gefühle frieren,
denn sie sind ohne Schirm, und sind verwaist,
fast wie ein Kind, das ganz vergaß, wie's heißt.
Man kann Geduld wie einen Knopf verlieren.

Mich lässt das kalt. Und wenn es morgen schneit,
der Frühling kommt schon noch. Ich habe Zeit.
Dass man den Lenz verschiebt, ist nicht so wichtig.
Hauptsache ist, die Aufführung wird richtig!
Denn – „die Billetts behalten Gültigkeit“.

Erich Kästner

Eine Sache wie das Impfen

Von Siegfried Lenz

Kaum war das Gerücht entstanden, da tat es auch schon das, was offenbar in seiner Natur liegen muss: es verbreitete sich. Verbreitete sich über ganz Suleyken, sprang über nach Schissomir, rannte den Bahndamm entlang nach Striegeldorf und gelangte, dieses Gerücht, nach Überquerung der Kulkaker Wiesen direkt in die Kreisstadt. Hier verlief es sich erstmals, hatte sich verirrt, wie es schien, aber dann fand es doch den Weg: stolzierte eines Tages über den Marktplatz, die Treppen zum Magistrat hinauf, klopfte an eine gewisse Tür und war, wie die Ereignisse zeigen werden, am Ziel.

Dies Gerücht: niemand kann sich mehr erinnern, wie es eigentlich entstanden ist, nur was es besagte, das ist noch im Gedächtnis. Und es besagte ungefähr, dass in der Suleyker Familie Plock, in punkto Gesundheit und auch sonst, alles ziemlich brach und darnieder lag. Die Angehörigen dieser Familie, so erzählte man, hätten entweder dicke Bäuche oder gar keine, sie äßen lebende Tiere, Schimmel vor allem, weiterhin bevorzugten sie, ihre Speisen von der Erde zu essen, und zeigten die sonderbare Neigung, sich mit den Tieren zu unterhalten. Auch sollte es Beispiele dafür geben, dass eine Anzahl der Plockschen Kinder mit den Schafen zusammen auf die Weide getrieben wurde – man ahnt schon, wieviel Schrecken und Aufregung waren auf Seiten von Dr. Sobottka, dem Kreisphysikus, als nämliches Gerücht in seine Ohren fiel.

Nachdem es, jedenfalls, tief genug hinabgefallen war, verfiel unser Kreisphysikus in einen Zustand schwermütigen Nachsinnens, sann alles ordentlich durch, und als er damit zu Ende gekommen war, hob er den Kopf und sprach so: „Wir werden“, sprach er, „impfen!“

Noch im gleichen Augenblick wurde eine Kommission zusammengestellt, wurde mit Taschen ausgerüstet, mit mancherlei Medizin und Tabletten, auch Messer waren dabei, um, gegebenenfalls, die Plockschen Kinder von den Tauen zu schneiden, mit denen sie auf der Weide angepflockt waren. Sage und schreibe bestand die Kommission aus vier Herren, die Suleyker Hebamme, ein Weibchen namens Martha Mutzereit, sollte an Ort und Stelle zu ihr stoßen. So, und dann fuhr die Kommission, sagen wir mal, in hochoffiziellem Vierspänner, auf dem kürzesten Weg nach Suleyken, zur Quelle des düsteren Gerüchts. Fuhr hin und hielt also vor dem ersten Häuschen, welches auch gleich gehörte meiner Großtante, der Witwe Jadwiga Plock.

Gottes Segen, er ruhte mild über Jadwiga Plocks Häuschen, denn selbst nachdem sie Witwe geworden war, hatte sie nicht aufgehört, gesunden, etwa zehnpfündigen Kindern das Leben zu schenken, und zwar mit wunderbarer Regelmäßigkeit. Und es fügte sich, dass, als die Kommission eintrat, alle sechzehn anwesend waren, auch Titus Anatol, welcher das achte Kind war.

Was sich der Kommission zunächst bot, es war ein Anblick von bewegtem Leben: es krabbelte, plapperte und blubberte, es kroch vor und zurück, es wimmerte und schrie, lutschte und weinte, kaute und zankte, schluckte und miaute und aß unentwegt. Einiges saß auf den Stühlen, anderes auf dem Tisch oder auf dem Ofen, das meiste natürlich bewegte sich auf dem Fußboden.

Na, Martha Mutzereit, die ortskundige Hebamme, bildete sozusagen die Nase der Kommission, steckte sie also vorsichtig 'rein in die Höhle des Lebens, kundschaftete sorgfältig alles aus und zog die Kommission nach. Und jetzt gab Jadwiga Plock ein Beispiel häuslicher Selbstbehauptung: sie fegte die Stühle rein, den Tisch, den Ofen, säuberte sie quasi von jeglichem Leben und sagte nichts weiter als „Willkommen in Suleyken“. Dann bot sie der Kommission Rauchfleisch an, Bohnen, Kohl und Kaffee, verrichtete alles schweigend, mein Großantchen, und musterte derweil misstrauisch den Besuch. Der Besuch aß erst einmal.

Nachdem er aber gegessen hatte, sagte die Hebamme plötzlich: „Wir könnten jetzt eigentlich impfen.“ Zog auch gleich eine Spritze heraus, lud sie in einer Flasche und ging, einige Locktöne ausstoßend, auf den Berg von Leben zu, der in einer Ecke zusammengekrochen war. Ein furchtbares Kreischen begann, ein Winseln und Johlen, der Berg geriet in Bewegung, floh teilweise aus dem Fenster, teilweise durch die Tür, kurz und gut, wie man schon vorauseilend bemerkt hat: es blieb nichts übrig zum Impfen. Die Kommission wartete ein Weilchen, und als nichts geschehen wollte, äußerte sie den Wunsch nach heißem

Wasser. Das wurde gebracht, und die Kommission, einschließlich der Hebamme, zog die Schuhe aus und brühte die Füße. Dabei geriet man ins Plaudern, richtete es sich gemütlich ein und gab zu verstehen, dass man im Interesse der Gesundheit nötigenfalls auch längere Zeit warten werde, und Jadwiga Plock, mein Großantchen, umsprang und umsorgte den Besuch, versah ihn mit allem, wonach er verlangte, sogar mit einem Nachtlager in der Scheune versah sie ihn.

Das zahlreiche Leben der Jadwiga Plock blieb indes verschwunden, nichts war zu hören, nichts zu sehen, als ob mein Großantchen geradezu unfruchtbar gewesen wäre: so nahm es sich aus. Allerdings zeigte sie weder Furcht noch Besorgnis in Anbetracht der verschwundenen Brut, antwortete, wenn sie gefragt wurde, mit höflicher Gleichgültigkeit, hob ihre ansehnlichen Schultern und stellte sich rein dammlich.

Die Kommission ihrerseits machte tagsüber kleine Ausflüge, bestellte bei den Bauern Winterkartoffeln, nahm an einem Feuerwehrfest teil, spazierte und plachanderte, und ein Mitglied verlobte sich sogar. So ging der Sommer vorüber.

Eines Morgens, niemand hätte das mehr erwartet, tat die Kommission etwas Ungewöhnliches: sie schöpfte Verdacht. Und zwar schöpfte sie ihn, als Jadwiga Plock, sich allein gläubend, mit einem riesigen Topf Kohl auf den Hof trat, den Topf auf die Erde setzte und klanglos wieder in ihrem Häuschen verschwand. Sofort setzte die Kommission ihr nach und fragte sie: „Für wen“, fragte sie, „ist der Kohl?“

„Er ist“, sagte mein Großtantchen, „bestimmt für den Hund.“

Man wird, dachte die Kommission, den Hund ja sehen, und sie postierte sich, hinter bequemen Astlöchern, in der Scheune, verhielt sich stumm und wartete. Und alsbald, oh, schneller Erfolg des Lauschens, tauchten aus den Johannisbeerbüschen, aus den Brombeeren, aus den Bäumen und Heuhaufen Jadwiga Plocks Söhne und Töchter auf, schlichen auf den Hof, krochen hervor bis zu dem Topf mit Kohl und begannen zu speisen. Sie umlagerten den riesigen Topf, kniffen sich gegenseitig weg, zertrten und zogen, warfen sich mit Kohl; die Kommission stand wie gebannt.

Stand ungefähr bis zum Ende der Mahlzeit, die Kommission, dann handelte sie strategisch, will sagen, sie schlich sich hinaus auf den Hof und fing, von mehreren Seiten kommend, vier von der Plockschen Brut. Diese wurden, unter Ohren schmerzendem Kreischen, in die Scheune geschleppt, geimpft und danach in die Freiheit entlassen.

Und nun kam es zu verwirrenden Merkwürdigkeiten: es meldeten sich bei der Kommission alsbald einige Knaben, die freiwillig geimpft werden wollten, nach ihnen kamen neue und wieder neue, immer umfangreicher wurde die Zahl – nie hat man so viel fröhliche Bereitschaft unter der Suleyker Brut bemerken können, so viel andächtiges Stillhalten. Sie drängten sich vor, jedem konnte es nicht schnell genug gehen mit dem Impfen, sie zeigten schon auf die Stelle, wo sie den Stich hinhaben wollten, na, man wird sich ausmalen, was los war. Ein Wettbewerb hatte eingesetzt, einer suchte den andern zu übertreffen in

der Anzahl der Impfstellen – manch einer hatte es verstanden, sich sechsmal unbemerkt anzuschließen. Und natürlich sparte die Kommission nicht an Tabletten und Medizin, sparte auch ebenso wenig an hygienischen Ermahnungen gegenüber meiner Großtante Jadwiga Plock. „Es empfiehlt sich“, sagte beispielsweise die Kommission, „die Kinderchen aus Tellern essen zu lassen. So etwas verhindert unter anderem die Rachullrigkeit“ – das ist: die Habgier, na und so weiter. Machte diese Kommission ihren ganzen Einfluss geltend, um der Gesundheit die Ehre zu geben, und nachdem das geschehen war, reiste sie ab in dem hochoffiziellen Vierspänner.

Doch kaum war sie weg – jeder Prophet wird sofort wissen, was auftrat, nachdem die Kommission weg war: Krankheit nämlich. Die Plocksche Brut, verurteilt zu Teller und Löffel, bekam Fieber, begann an Appetitlosigkeit zu leiden und schleppte ein Übel herum, das später bekannt geworden ist als die Suleyker Darmnot.

So siechte eine der berühmtesten Suleyker Familien dahin, unter Fieber und bemerkenswerten Verdauungsnöten, und sie wäre wahrscheinlich ausgelöscht worden, wenn Jadwiga Plock, meine Großtante, das Siechtum nicht auf ihre Art beendet hätte: sie verbarg kurzerhand die Teller und stellte, am nächsten Tag, einen riesigen Topf Kohl auf die Erde. Und siehe da: das schon welke Leben begann – sacht, versteht sich – wieder zu knospen, das Fieber blieb langsam weg und schließlich auch die anderen Übelkeiten. Und nachdem, militärisch gesprochen, der Donner verraucht war, ereignete sich das Leben wieder nach Suleyker Art: nämlich blühend.

30 Jahre deutsch-polnischer Nachbarschaftsvertrag - 30 Jahre AGDM

Vor 30 Jahren, am 17. Juni 1991, unterzeichneten Bundeskanzler Kohl und der polnische Ministerpräsident Bielecki sowie die beiden Außenminister Genscher und Skubiszewski den deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag oder im vollen Wortlaut „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“. Dieser Vertrag ermöglichte der deutschen Bevölkerung in Polen, sich zu organisieren und Vereine zu gründen. Einer der

ersten Vereine war die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM), die bereits am 4. Januar 1991 im Vereinsregister eingetragen wurde. Der Anfang war alles andere als einfach. Die ersten Treffen des neu gegründeten Vereins fanden in der Wohnung des damaligen Vorsitzenden Walter Angrik statt, und zur ersten Mitgliederversammlung erschienen nur wenige Mitglieder. Aber bereits im Sommer 1991 wurden dem Verein von der Stadt Geschäftsräume zur Verfügung gestellt.



Eröffnung der Geschäftsstelle in der Gartenstraße durch Gerhard Prengel, Vorsitzender der Allensteiner Stadtversammlung und stv. Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen

Am 18. Juni 1991 bezog die AGDM die Räume in der Gartenstraße. Zwar waren sie bescheiden, aber die Freude war groß, denn nun hatte der Verein eine Bleibe und die Arbeit konnte beginnen. Die Mitglieder der Gesellschaft hatten die Ärmel hoch gekrempelt, die Wände gestrichen und die Räume auf Hochglanz gebracht. Die Eröffnungsfeier fand im Stehen statt, da noch Möbel fehlten. Nach bewegenden Worten des Vertreters der Landsmannschaft Ostpreußen, Gerhard Prengel, und des Vorsitzenden Walter Angrik wurde das „Ostpreußenlied“ angestimmt. Die Mitglieder der AGDM hatten Tränen in den Augen – nach 45 Jahren konnten sie sich endlich zu ihrer Nationalität bekennen.

Auch die Vereinsarbeit musste erst gelernt werden. Aber mit großer Be-

geisterung aller Beteiligten und vielfacher Unterstützung von deutscher Seite wurden alle Hürden genommen. Ich erinnere mich noch sehr gut an meinen ersten Besuch in der Gartenstraße, einige Zeit nach dem Bezug. Voller Stolz führte mich die damalige Geschäftsführerin Renate Barczewski durch die Räumlichkeiten. Die notwendige Büroausstattung war bereits vorhanden und es gab sogar schon eine gut sortierte Bibliothek.

Ein neues Kapitel der Vereinsgeschichte wurde mit dem Haus Kopernikus geschrieben. Anfang 1996 erwarb die Stadtgemeinschaft Allenstein das Gebäude in der ehemaligen Bahnhofstraße, das zur deutschen Zeit das Finanzamt und zur polnischen Zeit die Polizei beherbergte, als Zuhause für die AGDM.



Nach Überwindung einiger bürokratischer Hürden - das Haus war nicht im Besitz der Stadt, sondern des polnischen Staates - konnte der Kauf zügig abgewickelt werden. Aber nun begann der schwierigste Teil, nämlich die Suche nach Sponsoren für die Renovierung des denkmalgeschützten Gebäudes. Dass dies schließlich gelang, war nicht zuletzt dem deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag zu verdanken. Denn eine wesentliche Maßnahme des Vertrags wurde noch im Jahre der Unterzeichnung umgesetzt: die Errichtung der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, die ihre Mittel dem

Verzicht der Bundesrepublik Deutschland auf die Rückzahlung eines umfangreichen Kredits verdankte und dadurch in der Lage war, auch größere Vorhaben zu finanzieren. Die Zusage der Stiftung, das Projekt Haus Kopernikus zu fördern, war die Voraussetzung für die großzügige Unterstützung durch den Freistaat Bayern bei der Renovierung des Hauses. Auch die Landsmannschaft Ostpreußen und der Landkreis Osnabrück beteiligten sich an den Kosten der Renovierung. Am 30.09.2000, kurz vor ihrem 10-jährigen Bestehen, bezog die AGDM ihr neues Domizil.



Eröffnung durch die bayerische Staatsministerin Stamm und Marschall Rymski

Aber ohne ein gutes Team vor Ort wäre es nicht möglich gewesen, diese herausfordernde Aufgabe zu bewältigen. Mit großem persönlichen Einsatz haben Hans Biernatowski, Kristine Plocharski und Renate Barczewski das Haus Kopernikus zu einem lebendigen

Ort der Begegnung für die Angehörigen der deutschen Minderheit, aber auch für andere Bürger der Stadt gemacht. Ihre Verdienste wurden zum 10-jährigen Jubiläum des Vereins mit dem Silbernen Verdienstkreuz der Republik Polen gewürdigt.



Weihnachtsmarkt im Haus Kopernikus

Mit Mitteln der Stiftung und mit der AGDM als deutscher Partner der Stadt konnten in Allenstein auch zahlreiche Projekte im sozialen Bereich verwirklicht werden, wie z.B. die Beschaffung von Geräten für Allensteiner Krankenhäuser. Mit ihrem Einsatz für soziale Projekte zeigte die AGDM, dass sie sich nicht nur dem deutschen kulturellen Erbe verpflichtet fühlt, sondern sich als Teil der Gesellschaft versteht. Dieses Verhalten brachte ihr ein hohes Maß an Respekt und Sympathie ein. Die Stadtgemeinschaft Allenstein ist der AGDM seit ihrer Gründung freundschaftlich verbunden und steht ihr seitdem mit Rat und Tat zur Seite. Das wird sie auch in Zukunft tun. Zum 30-

jährigen Jubiläum wünschen wir der AGDM, dass ihre Angehörigen als selbstbewusste Bürger des polnischen Staates auch in Zukunft ihre deutsche Identität vertreten und ihr kulturelles Erbe pflegen können. Wir hoffen, dass die Begeisterung der ersten Tage weiterhin erhalten bleibt und dass die zahlreichen Projekte und Aktivitäten nicht als Routine, sondern stets als neue Herausforderung betrachtet werden. Auf diese Weise wird die AGDM noch viele fröhliche Jubiläen feiern können und das Haus Kopernikus wird, trotz zunehmend anderer kultureller Angebote, ein wichtiger Ort der Begegnung in der Stadt Allenstein bleiben.

G. Hufenbach

50 Jahre Allensteiner Heimatmuseum „Treudank“



Das Heimatmuseum der Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., der „Treudank“, feierte kürzlich sein 50-jähriges Bestehen. Der Name „Treudank“ erinnert an den Namen des Allensteiner Landestheaters. Als Dank für die Treue zu Deutschland, die Südostpreußen in der Volksabstimmung 1920 bewiesen hatte, erhielt die Stadt Allenstein von der preußischen und der Reichsregierung die Mittel für den Bau eines Theaters. 1925 konnte der „Treudank“ eröffnet werden.

Das Museum befindet sich in der Vattmannstraße in Gelsenkirchen, der Patenstadt der Allensteiner und Partnerstadt der Stadt Allenstein, die heute als Olsztyn Verwaltungshauptstadt der polnischen Region Ermland und Masuren ist. Enge Bindungen zwischen Gelsenkirchen und Allenstein/Ostpreußen bestanden schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, als viele Ostpreußen auf der Suche nach Arbeit in das Ruhrgebiet kamen. Nach dem Zweiten Weltkrieg zog es viele Flüchtlinge und Vertriebene aus Allenstein und Umgebung ebenfalls

nach Gelsenkirchen, was im Jahre 1953 zur Übernahme einer Patenschaft für Allenstein und im Jahre 1992 zur Städtepartnerschaft mit Olsztyn führte.

Dem Wunsch der Allensteiner, das aus der Heimat gerettete Kulturgut zu sammeln, kam die Stadt Gelsenkirchen gerne entgegen. Sie stellte im Hans-Sachs-Haus, in dem noch heute die Stadtverwaltung residiert und lange Zeit die Jahrestreffen der Allensteiner stattfanden, einen Raum zur Verfügung, wo im Januar 1957 die erste Heimatstube ihre Türen öffnete. Da die Sammlung sich schnell erweiterte, stellte die Stadt 1960 größere Räumlichkeiten in der Dickampstraße 13 bereit. Als dieses Gebäude abgerissen werden musste, folgte im April 1971 der Umzug in das Dreikronenhaus neben dem Hans-Sachs-Haus. Dank der finanziellen Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen konnte damit auch der Schritt von einer Heimatsammlung zu einer zeitgemäßen musealen Ausstellung vollzogen werden.

23. April 1971

Der Treudank
unser Heimatmuseum,
seit heute in einem neuen Heim,
dem Dreikronenhaus.

Unserer Vaterstadt sei Dank hierfür.
Dank auch dem Lande Nordrhein-Westfalen,
mit dessen Hilfe wir den Treudank
zu dem ausgestalten konnten,
was er heute ist.

Quod felix, fortunatum faustumque sit!


Stadtbaupräsident


Stadterwerbsstellenverfehr

Eintrag der Neueröffnung im Goldenen Buch

Die „Gelsenkirchener Blätter“ berichtigten ausführlich über die Einweihung: Stadthauptvertreter Bergassessor a. D. Georg Mogk sprach aus, was alle Allensteiner empfanden: „Nach 26 Jahren des Verlustes unserer Heimat sind wir nicht auf uns allein gestellt. Unsere Patenstadt Gelsenkirchen hilft uns, die alte Heimat zu ersetzen“. Denn das Heimatmuseum „Der Treudank“, bisher an der Dickampstraße untergebracht, hat die ehemaligen Räume des Sportamtes übernommen und hergerichtet. Es ist erstaunlich, was von den Allensteinern selbst im Laufe der Jahre zusammengetragen wurde, das nicht nur ihnen die Erinnerung an die Heimat im Osten wacherhalten soll, das vielmehr dazu beitragen könnte, bei der Ruhrgebietsbevölkerung und insbesondere bei den Gelsenkirchenern Verständnis zu wecken für Allenstein. Hier kann man die Geschichte der Provinz, der Stadt und der Menschen aus vielen Dokumenten ablesen, wie sie präsentiert werden - übersichtlicher und größer als bisher. Den mühevollen Umzug, so sagte Mogk, haben der frühere Geschäftsführer und Referent für den Treudank, Tebner mit seiner Frau, der frühere Stadtverordnetenvorsteher Dr. Zülch und Kulturbetreuer Hermanowski, bewältigt. Ein halbes Jahr wurde umgezogen und es hat sich gelohnt, wie sich die Gäste anlässlich der Wiedereröffnung überzeugen konnten. Die sieben Räume sind prall gefüllt, jedes Eckchen ist ausgenützt. Was hier an Fotografien und Dokumenten gezeigt wird, sind Kostbarkeiten aus dem Zeitablauf, sind lebendige Stadtgeschichte von Allenstein. Das kostbarste Kleinod jedoch stellen das Goldene Buch Allensteins und eine Kartei der Hälfte seiner Einwohner dar. So verfügt man heute bereits über 25.000 Adressen aus der ehemaligen Heimatstadt, die sich immer mehr vervollkommen. 1.600 Ausstellungsobjekte, unter ihnen Plakate, Aufrufe und Flugblätter, geben dieser ständigen Schau den äußeren Rahmen.

Von der Besorgnis der Allensteiner, als sie das alte Domizil räumen mussten, sprach Georg Mogk. Man habe jedoch in Hubert Scharley und später in Oberbürgermeister Löbbert Männer gefunden, die sich hilfreich für eine Lösung eingesetzt hätten. 10 Jahre bestand die Sammlung in den Räumen an der Dickampstraße, wo sie um weitere Stücke beachtlich ergänzt werden konnte, die jedoch nun erst in diesem großen Rahmen gezeigt werden können. Wie der Stadtvertreter betonte, habe die Stadtkreisgemeinschaft Allenstein die Last nicht allein tragen können. Er sprach für ideelle und materielle Hilfe Rat und Verwaltung der Stadt Gelsenkirchen, Ministerien, Behörden und Vertretern der Kirchen den Dank aus. Besondere Anerkennung zollte er Oberstudiendirektor Dr. Hülsermann vom Max-Planck-Gymnasium, der die Patenschaft zwischen seiner Schule und den Allensteiner Anstalten betreut. Stadtrat Nuth sprach für die Stadt Gelsenkirchen und überbrachte Grüße der Patenstadt, die in der Unterbringung des Treudank in diesen Räumen eine Lösung im beiderseitigen Interesse sehe.

Den feierlichen musikalischen Rahmen bot ein Quartett aus Schülern verschiedener höherer Schulen, das Karl Riebe leitete. Die Eintragung von Gästen und Gastgebern ins Goldene Buch besiegelte die kleine Feierstunde, die hoffentlich die Öffentlichkeit auf eine Sammlung aufmerksam gemacht hat, die des Studiums von Land und Leuten unserer Patenbürger wert ist.



Seitdem befinden sich im vierten Stock des Dreikronenhauses das Heimatmuseum mit Archiv und Bibliothek sowie die Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft. Die Räumlichkeiten des Heimatmuseums umfassen eine Gesamtfläche von 100 qm. Sie bestehen aus einem langen Flur (s. o.), der eine Bildergalerie über das alte und das heutige Allenstein aufnimmt, und vier von dem Flur begehbaren Räumen, die unterschiedlichen Themen gewidmet sind.

In einem fünften Raum befinden sich die Bibliothek und das Archiv. Die Räume werden von der Stadt Gelsenkirchen einschließlich der Nebenkosten unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Für größere Veranstaltungen sind die Räume nicht geeignet, aber sie reichen aus, um die Besucher bei den jährlichen Treffen aufzunehmen.

Ein Schwerpunkt der Ausstellung ist die Geschichte der Stadt, darunter die Gewerbeausstellung von 1910 und die Volksabstimmung von 1920, bei der mehr als 97 Prozent der Einwohner des südlichen Ostpreußens für den Verbleib im Deutschen Reich stimmten. Karten und Stadtpläne erläutern die Entwicklung der Stadt. Einen zweiten Schwerpunkt bilden die Werke Allensteiner Künstler vor und nach 1945. Ölgemälde, Aquarelle, Graphiken und Plastiken zeugen von ihrem vielseitigen Schaffen.

Glanzstück der Sammlung ist das „Goldene Buch“ der Stadt Allenstein. Das von einem Mitglied des Stadtrates gestiftete Buch wurde 1910 anlässlich der Allensteiner Gewerbeausstellung angelegt. Schirmherr der Ausstellung war Prinz Heinrich Wilhelm von Preußen.

Aus Anlaß
der
Eröffnung der Gewerbeausstellung
1910.

*Heinrich Wilhelm
Prinz v. Preußen 28. Mai 1910.*

Protector der Ausstellung,

Eröffnung der Gewerbeausstellung
28. 5. 1910.

*Heinrich, Oberpräsident der Provinz
Ostpreußen*

Eintrag des Schirmherren der Ausstellung, Prinz Heinrich Wilhelm von Preußen
und des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen

In den folgenden Jahren fanden herausragende Begebenheiten im Leben der Stadt sowie die Ehrenbürger Aufnahme in das Goldene Buch. So haben sich der „Retter Ostpreußens“, Generalfeldmarschall von Hindenburg, sowie Reichskanzler Brüning bei ihren Besuchen in Allenstein eingetragen.

Nach 1945 wurden wesentliche Ereignisse wie Jubiläumsveranstaltungen, die Copernicus-Preisträger und die Ehrenmitglieder der Stadtgemeinschaft festgehalten. Ebenfalls sind die Odyssee des Buches und die Geschichte seiner wundersamen Rettung dokumentiert.

Die Allensteiner Bibliothek umfasst mehr als 500 Bücher und Bildbände aus der gesamten ostdeutschen Region. Der thematische Schwerpunkt liegt auf der Geschichte Ostpreußens und vor allem der Stadt. Herzstück ist die zwölfbändige „Geschichte der Stadt Allenstein“ von Prof. Hugo Bonk, die er im Auftrag der Stadt im Laufe von dreißig Jahren (1903-1930) erarbeitete. Eine zusammenfassende Darstellung mit rd. 400 Seiten verfasste Anton Funk mit der „Geschichte der Stadt Allenstein von 1348-1948“. Ebenso sind noch viele Ausgaben der „Allensteiner Zeitung“ vor 1945 vorhanden, zu einem Teil auch auf Mikrofilm. 1988 wurden zwei große Bildbände „Alenstein in 144 Bildern“ und „Bilder aus dem Leben in Allenstein“ herausgegeben. Die Heimatkartei, die mehr als 20.000 Personen umfasst, wurde inzwischen digitalisiert.

Am Aufbau des Heimatmuseums war maßgeblich Dr. Heinz-Jörn Zülch, Sohn des langjährigen Oberbürgermeisters von Allenstein (1903-1932), beteiligt. Er steuerte etliche Bilder und manches Stück aus dem Besitz der

Familie bei. Nahezu 20 Jahre wurde das Heimatmuseum von Irmgard Falcken betreut, für die es ein wesentlicher Teil ihres Lebens wurde. Nach ihrem Ableben wurde ihr Haushalt aufgelöst, wobei auch viele schriftliche Unterlagen, darunter auch die Inventarlisten, verloren gingen. 2003 übernahm Christel Becker die Betreuung, die sie aber inzwischen aufgeben musste.

Die Zukunft unseres Heimatmuseums hängt wesentlich davon ab, ob sich jemand aus der Stadtgemeinschaft findet, der sich ehrenamtlich, aber dennoch engagiert und mit dem nötigen Sachverstand um die weitere Entwicklung und zeitgemäße Gestaltung kümmert. Da die Mitglieder der Stadtgemeinschaft älter und weniger werden, ist dies ein schwieriges Unterfangen. So werden sich Teile des Allensteiner Heimatmuseums eines Tages im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg und im Ostpreußischen Kulturzentrum in Ellingen wiederfinden.

Ein Besuch des Allensteiner Heimatmuseums „Treudank“ kann inzwischen auch ganz bequem von zu Hause erfolgen. Im Rahmen des Projekts „Virtuelle Heimatsammlungen in NRW“ wurde durch die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen eine digitale Darstellung erstellt, die im Internet unter www.heimatsammlungen.de besichtigt werden kann. Neben einem Gang durch die Räumlichkeiten des Museums können ausgewählte Objekte sogar dreidimensional betrachtet werden. Eine ausführliche Beschreibung der Objekte und ergänzende Informationen über das Heimatmuseum und besondere Ereignisse in der Geschichte der Stadt Allenstein vervollständigen den virtuellen Rundgang.

G. Hufenbach

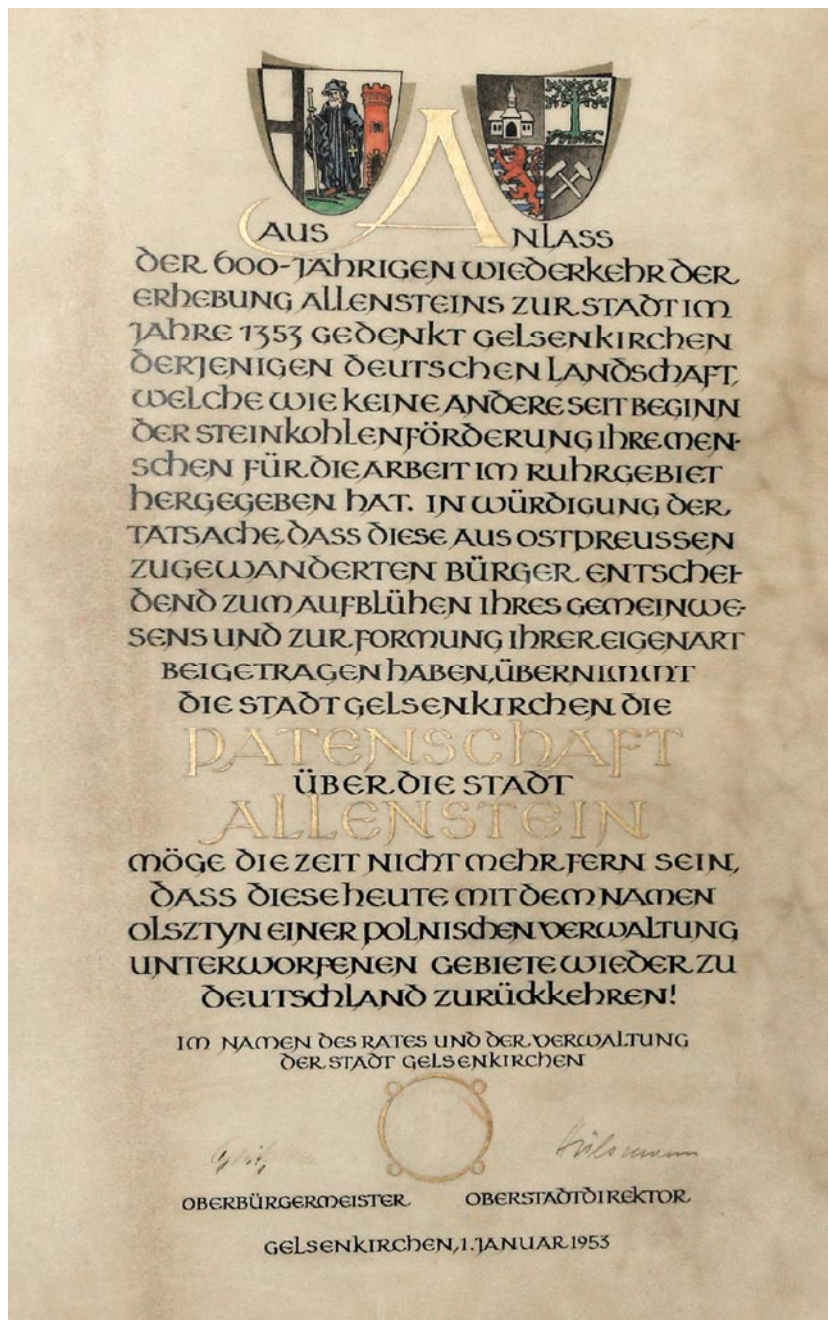
Impressionen aus unserem Treudank

www.heimatsammlungen.de



Handgewebter Teppich aus Wolle und Mosaiken der Stadtwappen





Das Goldene Buch



Das „Goldene Buch“ der Stadt Allenstein wurde anlässlich der im Jahre 1910 in Allenstein eröffneten Gewerbeausstellung angelegt. Der erste Eintrag ist der des Schirmherrn der Ausstellung, Prinz Heinrich Wilhelm von Preußen. Auch die Unterschriften von Generalfeldmarschall von Hindenburg und Reichskanzler Brüning sind in dem Buch zu finden. Nach 1945 wurden besondere Ereignisse in der Stadtgemeinschaft, die Ehrenmitglieder und Copernicus-Preisträger eingetragen.

In dem Buch sind auch die Odyssee des Buches und die Geschichte seiner wundersamen Rettung dokumentiert. Am Tag vor der Besetzung Allensteins durch die Rote Armee am

21. Januar 1945 wurde es in einem Auto nach Elbing gebracht und sollte per Bahn nach Dresden-Radebeul, dem Ort der für Allenstein vorgesehenen Ausweichverwaltung, transportiert werden. Stattdessen gelangte es auf unbekannten Wegen nach Hamburg, wo es 1945 in einer aufgebrochenen Kiste in einem ebenfalls aufgebrochenen Güterwagen eintraf und in einem Keller am hannoverschen Güterbahnhof gelagert wurde. Durch den Hinweis einer Allensteinerin wurde das Goldene Buch wiederentdeckt und konnte am 16. Juli 1950 den zur 30-jährigen Wiederkehr der Volksabstimmung in Ostpreußen in Hamburg versammelten Allensteinern präsentiert werden.

Wandteppich mit Allensteiner Motiven



Frieda Strohmberg (1855–1940)

Ihre Heimat war Schweinfurt in Franken, wo sie am 13. November 1885 geboren wurde. Sie stammte aus einer jüdischen Familie, die dort seit langem ansässig war. Da sie schon früh Begabung und Eifer für die Malerei zeigte, ermöglichte der Vater ihr eine Ausbildung als Malerin in München, Brüssel und Kassel. Sie machte an der Kunstakademie Kassel das Staatsexamen, das zur Tätigkeit als Zeichenlehrerin und Kunsterzieherin berechtigte. Kassel gehörte zu Preußen, und der Staat versetzte die junge Kunsterzieherin nach Allenstein. Sie lebte sich in die für sie zunächst fremde Umgebung rasch ein. Die Bauten aus der Zeit der Gotik, die weite, stille Landschaft entzückten ihren Blick als Malerin, die ostpreussische Gastfreundschaft, das Interesse vieler Bürger an Kunst erfreuten sie menschlich. Mit den bescheidenen Mitteln, die damals üblich waren, stellte sie ihre Bilder aus, entweder im Schaufenster der Kunsthandlung Wodtke in der Hindenburgstraße gegenüber dem Rathaus oder im Zeichensaal der Luisenschule oder auch im Zeichensaal der Oberrealschule.

In den Jahren 1910 bis 1927 war Frieda Strohmberg die Malerin der Stadt Allenstein. Sie malte Bildnisse von Persönlichkeiten der Stadt, malte die Bauwerke und die Landschaft. Hauptberuflich war sie Kunsterzieherin an der Luisenschule. Als Lehrerin regte sie die Schülerinnen an, im Sommer im Freien zu zeichnen. Das Schloss, die Jakobikirche, das Tal der Alle – es gab genug reizvolle Motive in unmittelbarer Nähe. Im Winter durften

die Schülerinnen vielfach Phantasiebilder malen. Das war damals etwas ganz Neues, denn bis dahin bestand Zeichenunterricht darin, dass man lernte, nach der Natur zu zeichnen. Außerdem übte sie mit den Schülerinnen Kunstbetrachtung und wählte dazu Werke von der Renaissance bis zur Gegenwart, die sie gut zu interpretieren verstand.

Der Stil ihrer Bilder war der des Spätimpressionismus. Meist malte sie in Öl und schätzte dabei einen lockeren, lebendigen Farbauftrag. Auch im Aquarell liebte sie den Stil, den sie bei den französischen Impressionisten und deren deutschen Nachfolgern gesehen hatte. Vieles wird nur angedeutet, und die Phantasie des Betrachters wird dabei angeregt. In den Zeichnungen aber geht sie oft in die Einzelheiten. Sie konnte einen ausdrucksvollen Männerkopf ebenso gut darstellen wie ein weiches Kindergesicht – was bekanntlich sehr viel schwerer zu malen ist. Wenn sie Bauten malte – wie das Schloss oder die Jakobikirche –, gelang es ihr, die Monumentalität ausdrucksvoll zu gestalten und zugleich den Zauber von Licht und Luft walten zu lassen.

1927 heiratete Frieda Strohmberg den Zahnarzt Dr. Albert Jakoby und zog nach Berlin. 1936 emigrierten beide nach Brüssel. Als 1940 die deutschen Truppen einmarschierten, flohen sie im Auto und wurden im Kampfgebiet durch eine Bombe getötet. Viele Bilder von Frieda Strohmberg sind vernichtet. Manches ist in privater Hand, einige Bilder hängen im Gelsenkirchener „Treudank“.



Blick von der Jakobstraße auf Hohes Tor und St. Jakobikirche
Das Hohe Tor, früher Oberes Tor genannt, ist das einzige erhaltene mittelalterliche
Stadtter von Allenstein.



Dieses Bildnis einer jungen Frau malte Frieda Strohmberg im Jahr 1917. Die Familie des langjährigen Oberbürgermeisters der Stadt Allenstein (1903-1932), Georg Zülch, überließ es dem Museum.

Ingrid Wagner-Andersson (1905–1970)

Während ihre ein Jahr ältere Dichterschwester Hedwig noch in Schweden geboren war, kam Ingrid Wagner-Andersson am 23. November 1905 in Allenstein als 3. Kind von Ernst und Hedwig Andersson zur Welt. Die Anderssons saßen bald 400 Jahre auf ihrem Familiengut in Ljungbyhed in Skåne, der landwirtschaftlich reichsten, südlichsten Provinz in Schweden, doch waren sie nicht nur Landwirte, ihre Chronik verzeichnet auch einen Superintendenten und Professor.

Mutter Hedwig, geb. Herrmann und Gutsbesitzertochter, stammte aus Grünhof, Kr. Rössel. Kurz vor Ingrids Geburt zog die junge Familie nach Allenstein, wo sie ein – damals noch am südwestlichen Stadtrand gelegenes – großes Grundstück mit einem ehemaligen Gutshaus erwarb. Das geräumige Haus barg schließlich acht Kinder, fünf Mädchen und drei Jungen.

In der Allensteiner Luisenschule wurde Inga – wie sie nach schwedischer Art zu Hause genannt wurde – schnell durch ihre Zeichnungen bekannt. Hier erhielt sie auch durch die Zeichenlehrerin Frieda Strohmberg, eine in der Region bereits bekannte Künstlerin, privaten Malunterricht. Nach deren Umzug nach Berlin 1927 wurde er durch den akademischen Kunstmaler und Zeichenlehrer der Kopernikus-Schule, H.B. Nern, fortgesetzt. Bereits mit elf Jahren begann so ihr Schaffen. 1931 ging sie zur Königsberger Kunstakademie. Dort leitete seit zwei Jahren Prof. Alfred Partikel, Mitglied der Preußischen Akademie der Künste, die Schule für Landschaftsmalerei. Sie wurde 1936 seine Meisterschülerin. Auch Prof. Fritz Burmann

unterrichtete sie, der ab 1936 als Professor an der Hochschule für bildende Künste in Charlottenburg wirkte.

1932 ging Ingrid Andersson zu einem Werklehrerseminar nach Berlin und legte dort ihr Examen ab mit dem Ziel, Zeichenlehrerin zu werden. Nach ihrer Rückkehr nach Königsberg (1933) gab sie jedoch dieses Vorhaben zugunsten des freien Künstlerberufs auf. Seit 1934 war sie dann auf jeder Königsberger Kunstausstellung vertreten, die oft weiter nach Berlin, Hamburg, Düsseldorf, Wiesbaden und Mannheim ging, so dass ihr Name bald in den großen Zeitungen genannt wurde.

1941 heiratete Ingrid Andersson einen Lehrer aus Schwaben und verließ die Königsberger Akademie. Dort wurde eine Gesamtausstellung ihres Schaffens veranstaltet, wobei elf Bilder verkauft wurden, die in Ostpreußen zurückblieben. Zwei Aquarelle erwarb die Mannheimer Kunsthalle für ihre permanente Ausstellung. 1942 zog die Künstlerin nach Süddeutschland, wo sie ab 1949 ihr endgültiges Domizil in Hofstetten fand.

Am 10. Juli 1970 wurde sie von einem qualvollen Krebsleiden erlöst. Ihr schlichtes Grab mit einem Holzkreuz des Bildhauers Steiner liegt an der Mauer des Dorffriedhofs von Hochstetten. Neunundzwanzig ihrer Bilder aus dem Nachlass kaufte das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales in Nordrhein-Westfalen anlässlich einer Gedenkausstellung in Gelsenkirchen und übergab sie der ostdeutschen Galerie in Regensburg als Leihgabe. Fünf ihrer Aquarelle und ein Ölgemälde sind im Heimatmuseum der Stadtgemeinschaft zu bewundern.



„An der Ostsee“ und „Nidden“





„Emländisches Dorf“ und „Herta-Insel“





„Am Paupelsee“ und Ölgemälde „Gartenweg“



Albert Fothe



„Das Hohe Tor“ und „Am Langsee“



Annemarie Suckow-von Heydendorff (1912–2007)

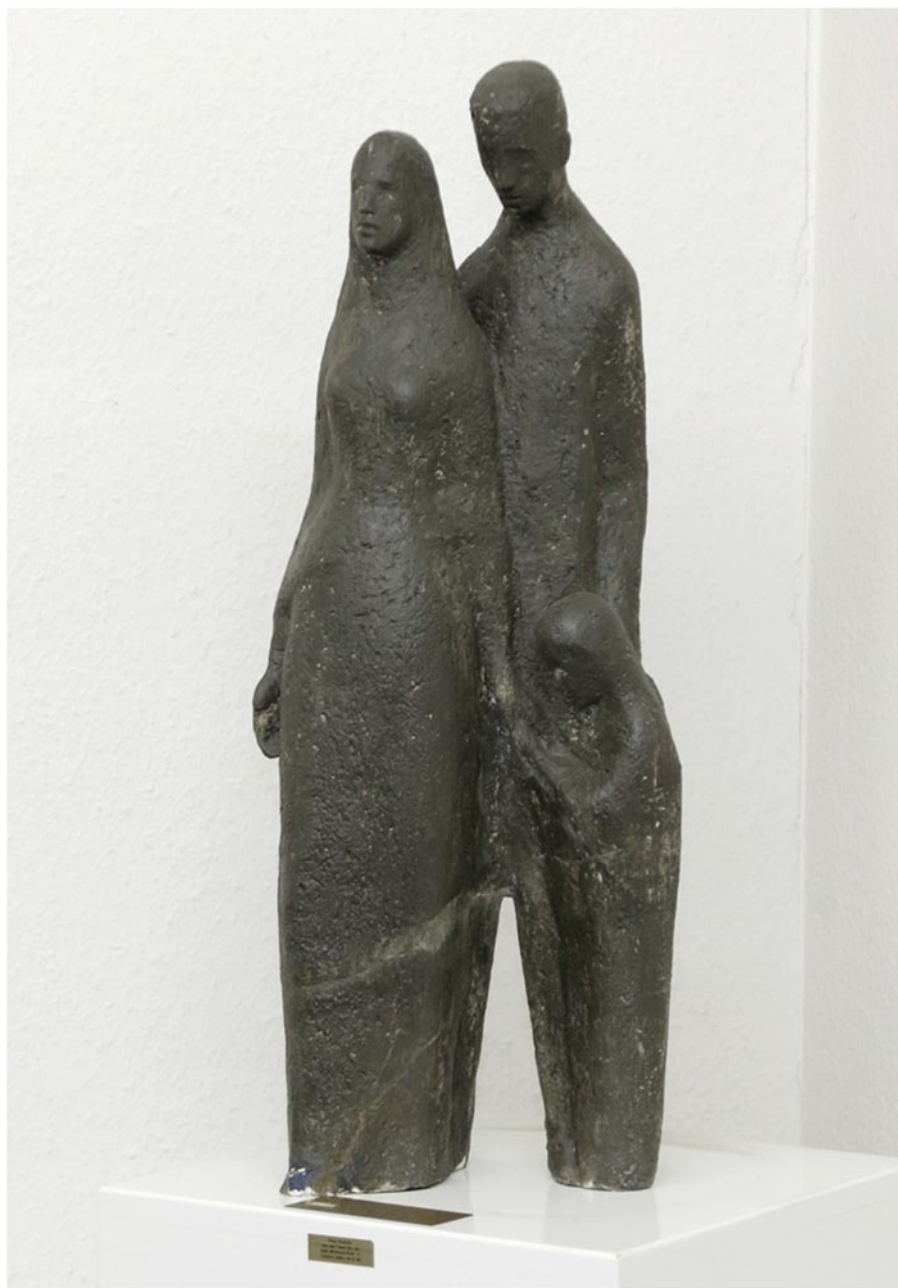
Die künstlerische Laufbahn von Annemarie Suckow-von Heydendorff begann in Allenstein. Am 21. März 1912 in Mediasch in Siebenbürgen geboren, kam sie nach ihrer Heirat mit Rechtsanwalt Dr. Hermann Suckow in unsere Heimatstadt. Dort verlebte sie ihre glücklichsten Jahre.

Es entstanden viele Kleinplastiken und Porträts. Sie erhielt Bildhaueraufträge für weltliche und sakrale Bauten. Für den Entwurf eines Märchenbrunnens, der am Fischmarkt in Allenstein aufgestellt werden sollte, erhielt sie den 1. Preis. Ihre in Ostpreußen entstandenen Arbeiten sind dem Krieg zum Opfer gefallen, insbesondere Werke, die in die Sammlung des Königsberger Schlosses aufgenommen wurden. Über die Entstehung einer Mädchenfigur aus Lindenholz, die sie gerade nach Königsberg geschickt hatte, sagte sie: „Die Mädchenfigur habe ich aus einem Ast unseres Lindenbaumes gemacht – er steht drunten im Garten. Ich habe den Ast in die passende Größe gesägt, dann behauen, erst mal so ganz roh – ja, aufpassen muss man sehr, dass man nicht zu viel weghaut. Dann mit dem Stechbeitel die ungefähren Umrisse eingehauen. Wie man das macht? Man setzt den Stechbeitel an und schlägt ihn dann mit Hilfe eines Hammers in das Holz. Und dann kommt die Arbeit mit dem Schnitzmesser. Ganz zum Schluss wird dann die fertige Figur mit Glaspa-

pier abgerieben und mit Wachs eingefettet. Bis es aber soweit ist, das dauert, wenn man sich jeden Tag von früh bis abends hinstellt, etwa sechs Wochen. Skizze? Nein, ich habe keinen Skizzenentwurf gemacht, obwohl das sonst wohl so üblich ist. Ich arbeite gleich ‚ins Reine‘, sozusagen.“

Auf der Flucht mit dem Schiff über die Ostsee kam sie 1945 mit ihren drei Töchtern nach Schleswig-Holstein. Dort begann Annemarie Suckow-von Heydendorff bald wieder mit dem Modellieren von Porträts; auch erhielt sie von der Stadt Neumünster einen Auftrag für eine Goethebüste.

1948 erfolgte dann die Übersiedlung nach Bonn. Hier gehörte sie bald zu den gefragtesten Porträtkünstlern. In Terrakotta und Bronze entstanden Büsten von vielen bekannten Persönlichkeiten. Mit besonderer Freude arbeitete sie an Kinderporträts und an grazilen Plastiken. Skulpturen in Einzel- und Gruppendarstellung finden sich in Museen und Galerien; genannt seien „Die Ausgewiesenen“ im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg, „Die Flüchtlingsmutter“ in der Ostdeutschen Galerie Regensburg und im Ostpreußischen Kulturzentrum Ellingen. Ihre Skulptur „An der Mauer“ steht schon seit vielen Jahren in unserem Allensteiner Heimatmuseum „Der Treudank“ in Gelsenkirchen. Annemarie Suckow-von Heydendorff verstarb im April 2007.



Tonplastik „An der Mauer“

Diese Plakette wurde 1973 zum 500. Geburtstag des Astronomen Nicolaus Copernicus als Kulturpreis der Patenschaft

Gelsenkirchen / Allenstein gestaltet. Der „Copernicus-Preis“ wurde gemeinsam von der Patenstadt Gelsenkirchen und der Stadtgemeinschaft Allenstein für künstlerische

Leistungen verliehen. Als erster Preisträger wurde der Schriftsteller und Übersetzer Wolfgang Eschker (geb. 1941 in Stendal) für seine journalistische Arbeit im Rahmen eines internationalen Wettbewerbs zum Thema Copernicus ausgezeichnet.

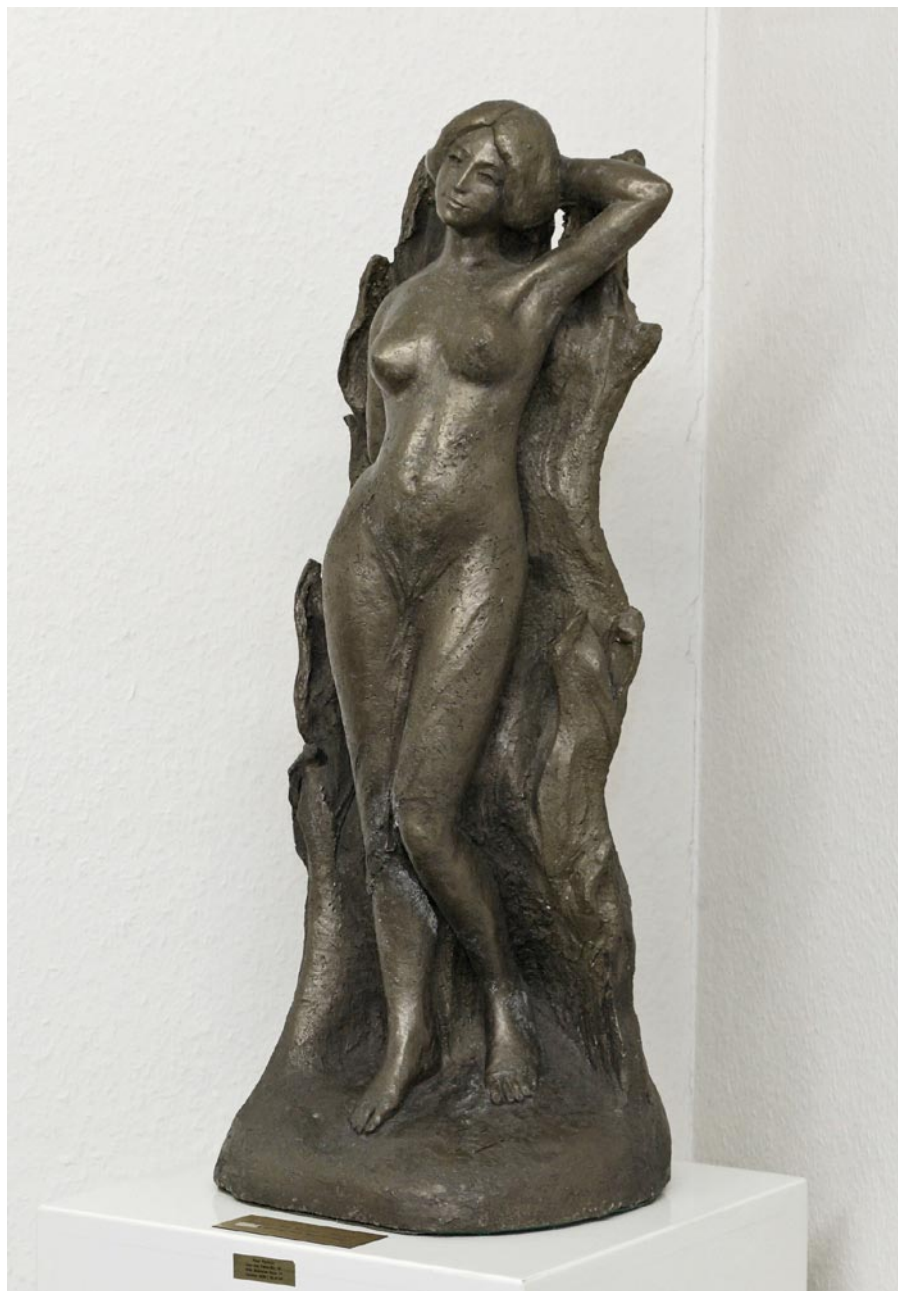


Das Bronzekreuz wurde als Ehrenplakette für die verstorbenen Allensteiner geschaffen.

Erika-Maria Wiegand (1921–2009)

Sie wurde am 5. Dezember 1921 in Fischhausen im Samland geboren, kam aber mit 5 Jahren nach Allenstein, wo ihr Vater Josef Lindner zum Direktor der Allgemeinen Ortskrankenkasse berufen wurde. Hier besuchte sie nach der Volksschule die Luisenschule und machte dort 1940 ihr Abitur. Ihre katholische Erziehung und ihre Wertschätzung des Bischofs von Ermland Maximilian Kaller wirkte sich auch zeitlebens auf ihre künstlerische Tätigkeit aus, die nach dem Abitur mit dem Studium der Bildhauerei bei Professor Hans Wissel an der Kunstakademie in Königsberg begann. 1943 heiratete sie in der Allensteiner Jakobikirche den Kopernikus-Schüler und späteren Architekten Gerhard Wiegand, Sohn des stadtbekannten Architekten August Wiegand. Aber der Ehemann musste zurück in den Kriegsdienst, während Frau Wiegand Anfang 1945 auf die Flucht musste und zunächst nach Haldensleben bei Magdeburg kam. Hier wurden auch der Sohn Christoph und nach der Heimkehr des Ehemannes aus der Kriegsgefangenschaft auch die Töchter Beate und Angelika geboren. 1952 kam die Familie Wiegand nach Kassel, wo sich Erika-Maria als freie Künstlerin mit ihren bronzenen Märchenfiguren, monumentalen Plastiken, Reliefs und verschiedenen Kirchenwerken bald einen Namen machte.

Ihr bekanntestes Werk ist sicherlich das lebensgroße Denkmal der Gebrüder Grimm, das seit 1984 in Kassel steht, während von den Märchenfiguren „Dornröschen“, „Der gestiefelte Kater“ (1998 in Baunatal aufgestellt), „Das Rumpelstilzchen“ (eine Brunnenfigur seit 2002 in Helsa) und „Das tapfere Schneiderlein“ (2004) am bekanntesten sind. In vielen Kirchen von Kassel bis Magdeburg sind ihre Reliefs, Krippen, Kreuzwegstationen und meterhohen Altarkreuze zu finden. Kreuze sind auch aus Terrakotta geformt, welches Material sie neben Bronze bevorzugte. Aus Terrakotta ist auch die Originalbüste des von ihr verehrten Bischofs von Ermland Maximilian Kaller, die im Ermlandhaus in Münster steht. In Bronze finden sich diese Büsten an verschiedenen Wirkungsstätten des Bischofs wie in Bergen auf Rügen, in St. Michael in Berlin und in Frauenburg. Besonders am Herzen lag ihr die Aufstellung in der Jakobikirche in Allenstein, die 1998 in ihrem Beisein im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes erfolgte. In Allenstein befindet sich auch das Terrakotta-Relief des Nicolaus Copernicus, das sie im Auftrag der Stadtgemeinschaft zur Einweihung des Hauses Kopernikus schuf. Eine Kopie befindet sich ebenfalls im Ermlandhaus. Ihr Ehemann starb im Jahre 1993, kurz nach ihrer Goldenen Hochzeit. Sie folgte ihm am 27. April 2009.



Bronzeplastik „Am Gestade“

Günter Gruschlewski (*1937)



Die Skulptur ist ein Geschenk des Künstlers, der aus Wimitten bei Allenstein stammt und als freischaffender Künstler in Allenstein lebte. 1977 kam er als Ausiedler nach Gelsenkirchen. Neben Bildhauerarbeiten in Holz hat er auch Aquarelle und Ölgemälde geschaffen. Der Bauer hält ein Brot in der Hand, die hier nicht dargestellte Bäuerin trägt ein Salzgefäß. Das Bauernpaar verweist auf den alten ostpreußischen Brauch, Neuankömmlinge mit Brot und Salz zu begrüßen.

Feldblumen

Ich hab dir einen Wiesenstrauß gebracht
aus Klee und Mohn und weißen Margueriten.
Siehst du die Tropfen an den bunten Blüten?
Ein Regen war zur späten Mitternacht.

Nass war das Gras, als ich den Strauß gepflückt,
im Wiesengrund, am Feld mit den Lupinen,
und in den Linden summten schon die Bienen,
als ich mich dort nach diesem Klee gebückt.

Wegwarte wachte auf am Waldessaum,
der Morgenwind sprang in die alten Tannen,
dass raunend zu erzählen sie begannen
von dieser Nacht und ihrem dunklen Traum.

Die Wachtel rief im nahen Roggenschlag.
Kornblumen blauten dort und erste Raden.
Ach, hörst du nicht das Singen der Zikaden?
Sie grüßten so wie ich den jungen Tag.

Ein krauses Stänglein Minze wuchs am Bach
und duftete wie Mutters Kräutergärtchen.
Auf der Skabiose saß ein grünes Pferdchen
und hüpfte fort, als ich sie lächelnd brach.

Wie rote Freude lacht der rote Mohn.
Er kann erzählen und weiß wohl zu prahlen,
er hörte Peitschenknall und Rädermahlen
und Mädchenlachen früh am Morgen schon.

Ruth Geede

Der Flügel

Von Arno Surminski

Stadtmenschen erben gelegentlich Rittergüter, baufällige Schlösser, heruntergekommene Bauernhöfe, Wälder oder versauerte Wiesen. Aber umgekehrt gibt es wenig zu erben. Oder wer hat jemals davon gehört, dass ein Tagelöhner aus Masuren ein Bürohaus am Königsberger Steindamm, ein kleines Geschäftchen in Allenstein oder, um bescheiden zu bleiben, die Eisenbahn nach Cranz an der Samlandküste geerbt hätte?

Doch im Sommer 44 ereignete sich in Kalischken ein solches Wunder, als Deputatarbeiter Schuski einen Menschen aus Königsberg beerbte. Die Erbschaft stand plötzlich, mitten in der Roggenernte, vor Schuskis Haustür. Unangemeldet und zu unpassender Zeit. Hatte sich auf einem Möbelwagen aus dem Staub gemacht, bevor in Königsberg die Möbel Feuer fingen, und begehrte Einlass im ruhigen Kalischken.

„Der Schuski ist ein reicher Mann“, sagten die Leute, als sie den Möbelwagen, mächtig wie eine Roggenfuhr, vor dem Haus stehen sahen. Aber es kamen nur zwei Ohrensessel zum Vorschein, eine wurmstichige Kommode, ein halbes Dutzend Stühle, ein rundes Tischchen, eine Standuhr von einigem Gewicht, ein Männerarm voller Sofakissen und ein abgegriffener Lederkoffer mit Silberlöffeln, Messern und Gabeln, die Schuski sogleich an seine Kinder verteilte, damit sie im Sand buddeln konnten. Als letztes erschien ein schweres Ungetüm vor Schuskis

Haustür, schwarz und mächtig. Was mochte das sein?

Als der Möbelwagen davongebraust war und die Erbschaft im geräumigen Flur des Hauses Schuski Platz genommen hatte, schickte der glückliche Erbe seine Frau in die Küche und schloss hinter ihr die Tür. Er wollte allein sein mit seinem Reichtum. Bedächtig umkreiste er den schwarzen Gegenstand, klopfte an das Holz, kroch nach unten, spielte mit den zahllosen Drähten, die da herumhingen, und löste jenen dumpfen Ton aus, der ihn erschreckte, zugleich aber auch mit Freude erfüllte.

Das Ungetüm war nichts anderes als ein richtiger Flügel, 1912 in Schwerin gebaut, von dort über Land gezogen bis nach Königsberg, rechtzeitig vor den Bomben ausgerückt ... und jetzt in Kalischken eingekehrt. Schuski legte seine groben Hände auf die Tasten, begann zu klimpern. Aber was heißt hier klimpern? Das glich dem Donnergrollen über den masurischen Seen. Die Frau kam aufgeregt aus der Küche, die Kinder standen ehrfurchtsvoll in der Haustür: Deputatarbeiter Schuski besaß einen Flügel!

Kalischken hätte zeitig genug von dem schwarzen Ungetüm erfahren. Aber Schuski beschleunigte die frohe Nachricht, indem er Fenster und Türen aufriß, sich auf eine Holzkiste setzte und mit den dicken Fingern so heftig auf die Tasten drosch, dass die Töne erschreckt das Weite suchten, aus dem dunklen Flur flohen, über den Anger schwebten und in den Hütten Zuflucht suchten. Was ist das für eine Musik??

Wer Kunstverstand besaß in Kalischken, pilgerte zu Deputatarbeiter Schuski. Die Aushilfslehrerin sang das Ave Maria und begleitete sich selbst auf dem Flügel. Viehhändler Dombrowski, ein rechthaberischer Mensch, zählte die schwarzen und weißen Tasten, stritt mit Schuski über die Zahl der Töne, die so ein Apparat wohl hergeben könnte. Bald meldeten sich Dorfbewohner, die bei Schuski Klavierunterricht nehmen wollten. „Kommt nur“, sagte Schuski. Er erklärte ihnen, wo die tiefen und hohen Töne saßen, dann ließ er sie spielen. Bei diesen Vorstellungen liefen die Hühner verstört aus dem Flur. Die Schwalben wagten sich nicht mehr zurück zu ihren Nestern über der Haustür. So gewaltig war der Andrang. Und Schuski wurde ein berühmter Mann.

Aber auch die größte Leidenschaft kühlt eines Tages ab. Als der Herbstregen einsetzte, als Schuski des Windes und der nassen Kälte wegen die Haustür schließen musste, kein Tageslicht in den Flur drang und die Töne nicht mehr ihren Weg nach draußen fanden, da nahm auch die Kunst ein Ende. Der Flügel dämmerte vor sich hin, die Hühner gewannen wieder die Oberhand in Schuskis geräumigem Flur, trippelten über das gute Holz aus Schwerin, legten ihren Dreck wahllos auf die schwarzen oder weißen Tasten, wie es ihr Hühnerverstand ihnen gerade eingab.

Weihnachten war die letzte Vorstellung. Die Lehrerin spielte, nachdem sie Staub und Hühnerdreck von dem Instrument gewischt hatte, „O Tannenbaum“ für das eingeschneite, verschlafene Dorf.

Danach blieb der Kasten stumm. Schwieg bis in den späten Januar hinein, als Schuski seine Sachen packte. Ach, er hätte das wertvolle Stück gerne mitgenommen ins Reich, am besten zurück nach Schwerin. Aber so ein Ungetüm passt auf keinen Leiterwagen. Es ist auch nicht in Teile zerlegbar. Nein, Schuski musste den Flügel in Kalischken lassen, allein mit den Hühnern und Karnickeln. Sieh zu, wie du durchkommst, du kostbares Erbstück.

Zwei Stunden später kam die deutsche Nachhut durch das Dorf, eine Handvoll müder Männer in Tamanzügen.

„Sieh mal, da steht ein Klavier!“ rief einer im Vorübergehen. Ein junger Leutnant blieb stehen, wunderte sich, was so ein mächtiger Flügel in dem unscheinbaren Kalischken zu suchen hatte. Fand noch Zeit, einen Schemel aus der Küche zu holen, und spielte – im Nachbardorf brannte es schon – „Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen.“

Wenn das der Schuski gehört hätte. O Zarah Leander!

„Es wird Zeit!“ brüllte der Soldat von der Straße, aber der Leutnant spielte noch die zweite Strophe. Und ihm wären sicher noch ein paar Melodien aus der Tanzstunde eingefallen, aber da flog eine Granate über die Baumwipfel, schlug auf dem Anger von Kalischken ein und wirbelte Grassoden in die Luft. Behutsam wischte der junge Leutnant mit dem Taschentuch über die Tastatur, klappte den Deckel zu ... Ja, es wurde Zeit.

Nun aber wirklich Niemandsland. Der Flügel allein mit den Haustieren. Gut zwei Stunden. Dann zog gegen Abend die Rote Armee in Kalischken

ein. Steckte, weil es schon schummerig wurde, zur Beleuchtung ein Haus an, begann damit, Stühle und Schränke in Einzelteile zu zerlegen, das Fensterglas auf seine Haltbarkeit zu prüfen und Schuskis Hühnern die Gurgel umzudrehen. Um ein Haar hätte auch der Flügel in dem Durcheinander dran glauben müssen. Aber da tauchte ein junger Offizier auf – es war wohl wieder ein Leutnant –, der Chopin über alles liebte. Er jagte die Soldaten und die noch lebenden Hühner aus dem Flur, nahm Platz auf jenem Schemel, auf dem vor ein paar Stunden die deutsche Nachhut gesessen hatte, und spielte Chopin-Etüden, während draußen das Feuer prasselte und die Karnickel um ihr Leben rannten. Spielte ohne Noten, und wie der spielen konnte! Mitnehmen müsste man den Flügel. Nach Astarchan. Später, wenn Russland gesiegt hat, wird er kommen, um den Flügel abzuholen. So einen Flügel findest du so leicht nicht wieder, Pjotr! Nach diesem Abend blieb es für lange Zeit ruhig in Schuskis Flur. Kein Mensch besuchte Kalischken. In der Küche begann es zu stinken. Das Schmelzwasser leckte über die Schwelle und umspülte die Füße des stummen Instruments. Die toten Karnickel tauten auf und strömten Geruch aus. Die Schwalben kehrten zurück in den Flur. Aber niemand kümmerte sich um den Flügel. Bis jener Militärlastwagen auftauchte, der die brauchbaren Überreste des großen Krieges einsammelte, um den Überlebenden eine Freude zu bereiten. Viel gab es in Kalischken nicht zu holen. Ein Sofa, das zufällig erhalten geblieben war, einen Kinderwagen, gepolsterte Stühle, einen Spiegel – in

welchem Versteck hatte der überlebt? – und natürlich den Flügel des Deputatarbeiters Schuski. Er ging mit jenem Lastwagen auf die Reise, klappte die stuckerigen Landstraßen ab. Immer mehr Gerümpel füllte den Wagen, bis der Flügel zugedeckt war mit dem, was nach einem großen Krieg für den Sieger übrig bleibt.

Tage um Tage fuhr das Mobiliar nach Osten, überstand Sonnenschein und Regen, war auch nachts unterwegs ... bis die Fahrt in einem Schlammloch an der Rollbahn nördlich der Pripjetsümpfe endete. Hundert Kilometer Luftlinie vor der Stadt Bobruisk. Der Lastwagen saß im Dreck fest, konnte weder vorwärts noch zurück.

Also abladen. Die beiden Soldaten, die das Mobiliar bis in dieses Schlammloch begleitet hatten, warfen die Beute in die durchweichte Sumpflandschaft. Zuletzt mit ziemlicher Anstrengung auch den Flügel. Da stand er im Regen. Kein Vergleich mit der feuchten Dunkelheit des Schuskischen Flurs. Dieser bibbernde, zitternde, kalte Sumpf! Ein Flügel unter den tiefziehenden Wolken. Chopin am Rande der Pripjetsümpfe.

Immerhin, die Soldaten bekamen das Auto aus dem Schlammloch heraus. Luden alles wieder auf. Bis auf den Flügel. Sein Gewicht überforderte ihre Kräfte. Sie mussten Verstärkung holen, um den Flügel zu überwältigen. Und so lange musst du warten, du kostbares Möbelstück. Soweit war es gekommen. Allein unter dem grauen Himmel Weißrusslands. Die Regentropfen trommelten auf das schwarze Holz. Schwerin 1912. Weit herumgekommen bist du in diesen unruhigen

Zeiten, um hier, fünfhundert Kilometer hinter Deutschland, im russischen Regenwetter zu enden.

Tatsächlich kehrte der Lastwagen zurück. ... Nach drei Tagen. Aber der Flügel war verschwunden. Er wird in eines jener unscheinbaren Dörfer gewandert sein, die fernab der Rollbahn am Rande des Sumpfes liegen. Oder er ist im Schlamm untergegangen,

einfach so, wie ein Mensch im Moor versinkt.

Wo aber ist der Chopinspieler geblieben, der nach dem Sieg in Kalischken vorbeikommen wollte, um den Flügel nach Astrachan mitzunehmen? Sein Fernbleiben ist ausreichend entschuldigt. Er fiel beim Sturm auf Königsberg am 8. April 1945.

Letzter Sommer daheim

Der Rosen Duft
in den Gärten daheim
nie war er süßer
als damals, im letzten Sommer –
noch klingt im Herzen
das Dengeln der Sensen
– vertrautes Lied –
da die Ähren sich neigten
in Demut.
Vom Osten her
dumpfes Grollen –
leise erbebte die Erde.
An den Rainen blühte der Mohn,
zirpten die Grillen –
alles vergangen, verweht –
wie ein Traum in die Seele gesenkt.
Wenn die Nacht
unser Land sanft umhüllte,
sang bei den Erlen am Fluss
ein Pirol;
ostwärts aber
kündete roter Schein
Brand, Krieg und Tod!
Unberührt von allem Geschehen
stieg am Morgen –
aus der Tiefe der Wälder –
wieder der Tag.

Eva Maria Sirowatka

Geschenk zum 30. Geburtstag



Das neue Auto vor der St. Josefs-Kirche nach der Segnung durch Domherr Schmeier

Ein besonderes Geschenk erhielt die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit zu ihrem 30-jährigen Bestehen: ein neues Auto. Es soll den alten VW Transporter ersetzen, der mehr als 20 Jahre treue Dienste geleistet hat und über 350.000 km durchgehalten hat.

Der weiße Mercedes Vito ist gebraucht, aber in einem sehr guten Zustand. Das Fahrzeug wurde von der Johanniter-Unfall-Hilfe e.V. zur Verfügung gestellt und durch Vermittlung von Bernd Kahnert von der Preußischen Genossenschaft der Johanniter der AGDM zugewendet. Die AGDM unterstützt seit vielen Jahren die Johanniter bei ihrer humanitären Tätigkeit im südlichen Ostpreußen. Die Kosten für die Überführung, den Zoll und die Zulassung wurden von der Landsmannschaft Ostpreußen, der Stadtgemeinschaft Allenstein und der Kreisgemeinschaft Allenstein übernommen.

Preußische Kaserne wird zum Kinderhospiz

In Allenstein gibt es mehrere preußische Kasernen. Die meisten Gebäude wurden in den 1880er Jahren, einige im frühen 20. Jahrhundert errichtet. Die erste Kaserne entstand 1884 in der Kasernenstraße, in der Nähe des heutigen Westbahnhofs. Dort war ein Schützenbataillon untergebracht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Kasernengebäude in Wohnungen umgewandelt und in den 1980er Jahren zum Teil abgerissen. Erhalten geblieben sind die damals von den Schützen genutzten Gebäude. Sie dienten als Wachhäuser und drohten später zu verfallen. Dank der Zusammenarbeit mit den städtischen Behörden gelang es dem örtlichen Caritasverband, die Immobilien zu erwerben, um ein Kinderhospiz einzurichten. Im Rahmen der Umgestaltung wurde das Gebäude um einen Eingangsbereich im Erdgeschoss und eine Kapelle erweitert. Die ehemaligen Halterungen für die Strom- und Telegrafleitungen wurden für die Beleuchtung der Fassade genutzt. Außerdem wurden die Fundamente vertieft, eine Unterkellerung vorgenommen sowie eine umfassende Innenrenovierung mit der Installation der notwendigen Versorgungsleitungen durchgeführt. Derzeit laufen die letzten Arbeiten.



Die Idee eines stationären Kinderhospizes entstand bereits vor einigen Jahren. Paweł Zięba, Direktor der Caritas der Erzdiozese Ermland, sagte: „Wir sind wie eine Familie für die Kinder. Sie stehen unter unserer ständigen Obhut. Seit mehr

als einem Dutzend Jahren besuchen die gleichen Ärzte und Krankenschwestern unsere Patienten.“ Jährlich betreut die Hilfsstiftung etwa 70 Kinder, die trotz schwerer Erkrankungen zu Hause bleiben. Diese Form der Betreuung wird als häusliche Hospizpflege bezeichnet und ermöglicht es den kleinen Patienten, die letzte Zeit ihres Lebens zu Hause statt im Krankenhaus zu verbringen. In Zeiten wie kurz nach der Entlassung aus dem Krankenhaus, wenn die Familie lernt, wie man ein krankes Kind pflegt, Gesundheits- und Entwicklungskrisen oder die letzten Lebensmonate des Kindes, in denen es sehr intensiv betreut werden muss, wird eine stationäre Rund-um-die-Uhr Betreuung unerlässlich. Bislang gab es im südlichen Ostpreußen keine solche Einrichtung. Deshalb ist das Hospiz vor allem für die Allensteiner Patienten, aber auch für solche aus der Region bestimmt. Die Einrichtung wird auch Kurzzeitpflege anbieten, damit Familien sich um andere Angelegenheiten kümmern oder für eine Weile wegfahren können. Das Hospiz wird auch ein Ort sein, um freiwillige Pfleger zu schulen.

David Kazariski/PAZ

Erinnerung an deutsche Straßennamen

Mit dem Einmarsch der Roten Armee wurde Allenstein 1945 stark zerstört und teilweise niedergebrannt. Glücklicherweise blieben ein Teil des Stadtzentrums und das Stadtgebiet nördlich der Eisenbahn verschont, wo sich prächtige Miethäuser befinden. Ein Beispiel ist die Langgasse, die eine Vorstellung davon vermittelt, wie die Hauptstraßen von Allenstein in der Vergangenheit aussahen. In den letzten Jahren stellte die Stadt aus dem laufenden Haushalt regelmäßig etwa 110.000 Euro für die Restaurierung historischer Gebäude zur Verfügung. Die Eigentümer und Verwalter der im Denkmalregister eingetragenen wertvollen Wohnhäuser konnten diese Finanzmittel beantragen. Das Geld aus der Zuwendung wurde für verschiedene Zwecke verwendet: von der Wanddämmung über Dachreparaturen, die Renovierung von Balkonen bis hin zur Fassadenrenovierung, die besonders ins Auge fällt und das Bild des Stadtzentrums sowie des Wohnviertels nördlich der Eisenbahn prägt. Und wenn Baugerüste verschwinden und neue farbenfrohe Fassaden freigelegt werden, dann werden sie zu einem Impuls für die Verwalter der benachbarten Gebäude und mobilisieren sie, ebenfalls zu renovieren. Dies geschah auch im Fall des Mehrfamilienhauses Nr. 8 in der Langgasse. Auf Entscheidung der Wohngemeinschaft wurden an der Fassade des im März renovierten Gebäudes ein neues Schild mit dem polnischen Straßennamen und darunter ein kleineres Schild mit dem deutschen Straßennamen aus der Vorkriegszeit „ehem. Langgasse“ angebracht. Auf diese Weise wollte die Wohngemeinschaft, die ein über hundert Jahre altes, schönes Mietshaus renovierte, die Kontinuität der Geschichte und des kulturellen Erbes der Stadt zeigen. Die Langgasse ist besonders reich an erhaltenen Gebäuden, und man kann sich wirklich fast wie im ehemaligen Allenstein fühlen. „Wir dachten, dass die Restaurierung der Fassade eine schöne Gelegenheit wird, die Geschichte unserer Straße in Erinnerung zu rufen. Wäre der Straßename mit

einer Ideologie verbunden, hätten wir uns sicher nicht dazu entschlossen, aber in diesem Fall ist er neutral. Wir haben uns von den Schildern mit den Vorkriegsnamen der Allensteiner Straßen inspirieren lassen, die wir im Museum der Moderne gesehen hatten, und das gab den Anstoß für unser Projekt. Es lohnt sich, die Geschichte des uns am nächsten gelegenen Raumes kennenzulernen“ – unterstreicht Tomasz Sztachelski von dem Vorstand der Wohngemeinschaft. Obwohl die Befürchtung bestand, dass das Anbringen eines deutschsprachigen Straßenschildes die Einwohner von Allenstein spalten könnte, zeigt die Internetumfrage auf der Website einer der populärsten landesweiten Zeitungen etwas ganz anderes. Laut der Umfrage sind mehr als 71 Prozent der Leser der Meinung, dass die Initiative, über ehemalige Straßennamen zu informieren, eine gute Idee ist. Die gegenteilige Meinung wird von 29 Prozent der Befragten vertreten. Dies ist ein gutes Zeichen, denn die positive Einstellung der Stadtbewohner zu ähnlichen Projekten beweist, dass sie sich zunehmend toleranter und aufgeschlossener mit der Geschichte der Region befassen und sich immer weniger von deutschfeindlichen Stereotypen nähren oder Ressentiments gegen Deutsche hegen.

Dawid Kazański/PAZ

Altenstein – Das Zentrum der Region

Als Ballungsgebiet ist Altenstein in den letzten Jahren rasch gewachsen. Es werden neue Wohnsiedlungen gebaut, z.B. die Luftschiff-Siedlung an der Ausfallstraße von Altenstein nach Diwitten. Der Name wurde davon abgeleitet, dass es vor dem Ersten Weltkrieg an diesem Ort einen Landeplatz und Hallen für Luftschiffe gab. Mitten in der Stadt, neben dem Planetarium, wird der höchste Wolkenkratzer in Ermland und Masuren errichtet. Er wird über 80 Meter hoch sein und einige Meter höher als der Turm der Herz-Jesu-Kirche in der Kopernikusstraße. Im Erdgeschoss des Gebäudes finden zahlreiche Geschäfte ihren Standort, in den oberen Stockwerken sollen sich Büros verschiedener Unternehmen befinden. Noch höher werden komfortable Wohnungen mit geräumigen Terrassen liegen. Ganz oben auf dem Dach wird es einen Ruhegarten geben.

Die Stadt wächst, und zusammen mit Studenten von fünf Hochschulen hat sie fast 200.000 Einwohner. Das ist dreimal so viel wie vor dem Zweiten Weltkrieg. Zwei bestehende Bahnhöfe – Altenstein Hauptbahnhof und Altenstein Westbahnhof – reichen nicht aus. Die unlängst eingerichtete Station in der Stadtmitte ist seit mehreren Monaten im Betrieb. Sie befindet sich neben einem unterirdischen Tunnel an den Gleisen. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in der Nähe einen evangelischen Friedhof. Es gibt auch eine Bahnhaltestelle in der Allensteiner Siedlung Deuthen. Deuthen war ehemals ein kleiner Ort. Vor etwa 60 Jahren wurde das Dorf eingemeindet. In 1.500 Einfamilienhäusern leben fast 6.000 Menschen.

Die alten Allensteiner erinnern sich noch gut an das Bahnstellwerk neben dem Viadukt, das zur Siedlung Zatorze führt. Daneben steht eine historische Mühle. Beide Gebäude sind seit Jahren ungenutzt und verfallen. Niemand will sie kaufen,

auch nicht für symbolische Gelder. Der Denkmalschützer hat sie in die Liste der gesetzlich geschützten Gebäude eingetragen. Im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau des Bahnhofs, bzw. dem Bau eines neuen Gebäudes und der Erweiterung der Infrastruktur mit neuen Gleisen und Bahnsteigen, sollten diese Gebäude abgerissen werden. Der Denkmalschützer ist mit dem Abriss nicht einverstanden. Die Situation ist festgefahren. Keine der beiden Seiten, d.h. die polnische Staatsbahn (PKP) und der Denkmalschützer, will einlenken. Es scheint, dass die Entwicklung der Stadt eine Priorität für die Staatsbahn und die Einwohner sein sollte, aber die historischen postdeutschen Gebäude sind ein Gut der materiellen Kultur und müssen gerettet werden. Vielleicht muss man warten, bis die Gebäude einstürzen und damit das Problem verschwindet.

Die rasante Entwicklung hat auch ihre Schattenseiten. Bauherren nutzen unbebaute Flächen in der Nähe des Stadtzentrums sowie am Rande der Stadt. Es werden immer mehr Wohngebäude errichtet. In der Nähe des Friedhofs sind bereits mehrere große Gebäude für 800 Einwohner gebaut worden. Vor ein paar Jahren wurde das Gelände einer ehemaligen Möbelfabrik, die in Polen und im Ausland sehr bekannt war, komplett bebaut. Im Jahre 2020 wurde ein Mehrfamilienhaus in der Nähe des Stadtstrandes in Betrieb genommen, obwohl die Fläche dort für Erholungseinrichtungen am Okulsee vorgesehen war. Ebenso wurde eine Genehmigung zur Errichtung von Wohngebäuden an einem attraktiven Ort am Dirschausee erteilt. In der Nähe befindet sich ein Schutzgebiet für endemische Pflanzen, die nur an diesem Ort in Polen vorkommen. Die malerischen Naturgebiete um Allenstein herum verlieren ihre Erholungsqualitäten für die Stadtbewohner. Bislang sind es nur wenige Autominuten aus der Stadt, um den Zauber der Wälder und Seen genießen zu können. Wie es in Zukunft aussehen wird, wird die Zeit zeigen.

Touristen, sowie Menschen, die vor Jahren in Allenstein gelebt hatten und durch die Stadt wandern, besuchen am häufigsten die Altstadt. Sie hat ein spezifisches Klima, ist voll von Denkmälern, Restaurants und Cafés. In letzter Zeit ist das tschechische Wirtshaus Hospoda, ein Restaurant mit Speisen und tschechischem Bier, sehr beliebt. Es befindet sich in der Nähe des Hohen Tores auf dem ehemaligen Fischmarkt. In der schwierigen Zeit der Corona-Krise werden Mahlzeiten zum Mitnehmen serviert.

Touristen besuchen auch gerne den großen Stadtpark in Jakobsberg, der seit Anfang des 20. Jahrhunderts ein reizvoller Ort der Erholung ist. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es nur ein kleines Waldrestaurant. Anlässlich einer großen Industrieausstellung im Jahre 1910 wurde ein geräumiges Gebäude mit einem Restaurant für 200 Personen und einem Hotel gebaut. In der Nähe befand sich eine Konzertmuschel. Vor dem Zweiten Weltkrieg veranstaltete man hier jeden Sonntag Konzerte von Blaskapellen der örtlichen Militäreinheiten. Nach dem Krieg wurde das Gebäude als Kulturzentrum genutzt. Ein Fallschirmturm stand bis 1965 im Park. Der Park mit einem kleinen Teich, einer Fontäne und schwimmenden Schwänen ist nach wie vor beliebt. Er ist mit dem mehrere hundert Hektar großen Stadtwald verbunden.

Aus Allensteiner Nachrichten

Wir gratulieren

zum Geburtstag

- 100 Jahre** Marianne Ornazeder, geb. Mucha, früher Kopernikusstraße, jetzt Gutenbergstr. 6, 3300 Amstetten, Österreich, am 21.08.2021
- 93 Jahre** Hanna Bleck, geb. Parschau, früher Roonstr. 83, jetzt 48249 Dülmen, Brokweg 8, am 14.09.2021
- Sigard Müller, geb. Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 69151 Neckargemünd, Kurpfalzstr. 24, am 31.08.2021
- 92 Jahre** Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64289 Darmstadt, Borsdorffstr. 38 am 06.08.2021
- 91 Jahre** Hildegard Klomfaß, geb. Steffen, früher Masurensiedlung, Lötzener Str. 19, jetzt 40472 Düsseldorf, Sermer Weg 67, am 01.10.2021
- Christel Becker, geb. Kolberg, früher H.-G.-Str. 17, jetzt 41334 Nettetal, Sassenfelder Kirchweg 85, am 26.12.2021
- 90 Jahre** Gerhard Prengel, früher Hardenbergstr. 4, jetzt 14476 Groß Glienicke, Bergstr. 15, am 15.04 2021
- Helmut Antonius Nowakowski, 21109 Hamburg, Roseliusweg 11 a, am 05.07.2021
- Bruno Mischke, früher Deuthen, jetzt 47918 Tönisvorst, Alter Weg 68, am 27.09.2021
- 88 Jahre** Antonius Zentek, früher Straße der SA 19, jetzt 19348 Perleberg, Pritzwalker Str.69, am 21.08.2021
- 87 Jahre** Johannes-Joachim Franke, früher AH-Allee 24 b, jetzt 79114 Freiburg, Wiechertstr. 3, am 30.08.2021
- 80 Jahre** Heinz Dieter Schimanski, früher Liebstädter Str. 43, jetzt 28865 Lilienthal, Wiesenweg 6, am 11.11.2021

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

Ingeborg Lovis	geb. Grunenberg am 03.04.1933, verst. 31.10.2020, früher Hohensteiner Str. 55, zuletzt wohnhaft in 65812 Bad Soden, Kelkheimer Str. 4, angezeigt von Ehemann Hans-Dieter Lovis
Edith Lütjen	geb. Zbikowsky am 14.10.1934, verst. 07.06.2019, zuletzt wohnhaft in 28219 Bremen, Wilhelminenweg 14, angezeigt von Tochter Angela Hackemesser
Dr. Ernst Vogelsang	geb. 20.03.1924 in Mohrunen, verst. 18.11.2020, zuletzt wohnhaft in 29320 Hermannsburg, Gerichtsweg 8
Klemens Urban	geb. 22.10.1950, verst. 20.10.2020, früher Patricksen, Kreis Allenstein, zuletzt wohnhaft in Gelsenkirchen, Kirchstr.69, angezeigt von Schwester Dagmar Urban
Elisabeth Brandmaier	geb. Zarusky am 10.03.1928, verst. 30.05.2020, zuletzt wohnhaft in 83714 Miesbach, Schwarzenbergstr. 6, angezeigt von Sohn Manfred Brandmaier
Paul Mildner	geb. 01.10.1927, verst. 16.04.2020, früher Schubertstr. 39, zuletzt wohnhaft in 12683 Berlin, Arno-Philippsthal-Str. 2, angezeigt von Lebensgefährtin Johanna Busch

**Klaus Josef
Schwittay**

geb. 21.05.1943, verst. 30.03.2021, zuletzt wohnhaft in
51647 Gummersbach, Espenweg 11, angezeigt von Sohn
Detlef Schwittay

**Marie Luise
Bohlscheid**

geb. Kloss am 12.02.1928, verst. 12.03.2021, zuletzt
wohnhaft in 22927 Großhansdorf, Hoisdorfer Landstr. 72,
angezeigt von Tochter Vera Hügel

Zuwendung statt Blumenschmuck

Am 23.08.2020 verstarb Ruth Vogt, geb. Graupner, die früher in der Kaiserstr. 11 (Reichsbank) wohnte. Ihre Familie bat statt Blumenspenden um eine Geldspende für die Stadtgemeinschaft. Wir danken für die großzügige Zuwendung.

Suchanzeigen

Martha Herbst

Dieser Brief ist das letzte Lebenszeichen meiner Großmutter Martha Herbst geb. Geyer im Juli 1883, zuletzt wohnhaft in Wartenburg, Bahnhofstraße 26. Der Brief wurde am 07. März 1945 in Königsberg aufgegeben und stammt aus dem Nachlass ihrer Tante Emma in Halle a. d. Saale, der Adressatin des Briefes.

Meine liebe Tante Emma!

Fischhausen, 6. März 1945

Nun wirst Du Dich wundern von wo Du jetzt von mir Nachricht erhältst. Ich muß viel an Dich denken, wie es Dir wohl gehen möge, wie geht es Dir gesundheitlich, jetzt bist Du wohl wieder in Halle bei Deinen Kindern, hat Martha mal meine Karte erhalten aus Königsberg. Du wirst mit Deinen Kindern auch viel an mich und alle denken. Furchtbares haben wir durchgemacht und dann immer der Gedanke wo ist Dein Mann wo sind deine Kinder. Seit dem 21. Januar sind wir alle unterwegs, ich fuhr mit dem Rodelschlitten los, ich wollte gar nicht Otto allein lassen, aber Otto wollte es durchaus haben und sagte Du bist es Deinen Kindern schuldig. Otto machte sich das Fahrrad fertig und wollte mit dem Rad weiter oder zu Fuß nach Seeburg, ich kann nur sagen war das eine Völkerwanderung, dazu Kälte und Schneegestöber. Ich erreichte einen Zug kam aber nur bis Schrombehnen, 2 Stationen vor Königsberg. Bis dort sind wir 3 1/2 Tage gefahren, die Fahrt war schrecklich 10 Kinder 2 Frauen sind im Güterzug gestorben. 2 Tage waren wir dort, da waren die Russen uns schon wieder auf der Spur. Militärautos brachten uns nach Königsberg. Da war ich 4 Wochen bei einer sehr lieben Familie untergebracht. Nun mußten wir auch aus Königsberg heraus. Königsberg mußte auch ganz geräumt werden. Wir wurden mit dem Schiff nach Pillau gebracht, meine Hoffnung nun zur Lotte und Georg zu kommen, worauf ich mich so sehr gefreut hatte, wurde nichts es gingen keine Dampfer. Wir wurden von Pillau nach Fischhausen gebracht. Hier müssen wir wieder warten bis es weiter geht. Hier ist es

sehr trostlos keine Feuerung keine Kartoffeln und ein fürchterlicher Eintopf zu essen, daß alle Menschen krank werden. Nun heißt es ja in vier Wochen kommen wir wieder nach Königsberg. Meine Familie, wo ich war, kam mit nach Fischhausen. Die wollten mich auch wieder mit nach Königsberg zurück nehmen. Denn an eine Fahrt nach dem Reich ist nicht zu denken. Heute wurde im Wehrmachtsbericht ja auch schon Greifenberg genannt. Hildchen haben wir seit dem 14 Januar nicht mehr gesprochen. Die Russen kamen von der Johannisbrücke und am Westbahnhof sofort nach Allenstein hinein. Wir haben nichts mehr von Hildchen gehört. Inge hatte ich Sonntag, dem 20.1., mit der Nichte Elisabeth Katt mit den Kindern in ein Militärauto verfrachtet, es sollte bis Zinten gehen aber in Mehlsack wurden schon alle heraus gesetzt. Sie sollten gleich zu Tante Lottchen fahren, ob sie hingekommen ist, weiß ich nicht. Unser kleiner Bodo ist in Gnesen in der Ausbildung, ob er noch ist, weiß ich nicht. Gestern wurde er 18 Jahre. Schreiben tue ich bald jeden Tag an ihn. Ob er meine Briefe bekommt weiß ich nicht. Ich will es hoffen. Wir sind mit der Königsberger Wohnung noch in Verbindung, ich hoffe doch nun mal bald eine Nachricht von irgendjemand zu erhalten. Denn dies Ungewisse ist furchtbar, und es vergeht ein Tag nach dem andern und nichts ist vom Kriegsende zu hören. Wie spricht man denn bei Euch über alles ich würde mich sehr freuen einmal von Euch Nachricht zu bekommen. Hier in Fischhausen gefällt es mir gar nicht. Hier ist noch sehr viel Schnee gefallen. Wir können uns keinen Tag ausziehen zum Schlafen. Gestern wurde wieder Königsberg bombardiert, 4 Std. Sie kommen sogar bis zu uns hier. Nun grüße ich Dich, liebes Tantchen, recht recht herzlich ebenso alle Deine lieben Kinder. Wir wollen hoffen, daß wir auch recht bald alle zusammen wieder in unser Heim zurück kommen. In Wartenburg wurde das Zuchthaus, das Waisenhaus und das Rathaus getroffen.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Eure Martha

Meine Großmutter musste wie viele Ostpreußen, die von der Roten Armee überrollt wurden, zu ihrem Wohnort zurückkehren und soll am 01. September 1945 in einem Lager in Bartenstein verstorben sein. Ich würde mich sehr freuen, wenn jemand, der ihr auf der Flucht begegnet ist oder mit ihr in dem Lager war, über ihr Schicksal Auskunft geben könnte.

Eckart Christiansen, Knorrenkamp 10, 27711 Osterholz-Scharmbeck

E-Mail: ehec@gmx.de, Tel.: 04791 59246

Gerhard Assmann

Wer kannte meinen Vater Gerhard Assmann, geboren am 30.12.1920 in Allenstein, von 1940 bis 1944 wohnhaft am Kopernikusplatz 4b? Seine Eltern waren Viktor und Anna Gassmann, geb. Stahnkowski. Ich würde mich sehr freuen, Näheres über sein Schicksal zu erfahren.

Mario Assmann, Zum Fichtenhof 24, 28759 Bremen

E-Mail: assmann.bremen@gmail.com, Tel.: 0177 2330953

Peter Schikowski

Mein Urgroßvater kam aus Rentienen (Dietrichswalde), geb. am 31.01.1892, verst. am 13.04.1973. Seine Frau Agnes, geb. Pestkowski am 06.05.1901, verst. am 14.12.1995. Ich weiß nur, das sie in Rentienen oder Allenstein beerdigt wurden. Ich würde gerne mehr über die Familie erfahren.

*Stephan Schikowski, Herrnstraße 22, 85402 Thalhausen/Kranzberg
E-Mail: st.schiko@gmail.com*

Oskar und Anna Reuter

Ich suche die Eltern meines verstorbenen Vaters. Er wurde 1946 in Vipperow, Mecklenburg-Vorpommern geboren und zur Adoption freigegeben. Laut Geburtsurkunde sind seine leiblichen Eltern Oskar und Anna Reuter, geb. Pulinna. Ihre Namen fand ich in einer Todesanzeige des Johann Pulinna, verstorben am 25. Mai 1959 im Alter von 77 Jahren in Gelsenkirchen. Als Adresse ist die Brückenstr. 153 in Kreuzwertheim angegeben und als früherer Wohnort Likusen, Kreis Allenstein.

*Jenny Nikoubashman, Marienstraße 39, 50825 Köln
Tel.: 0170 9356129, E-Mail: jennynikoubashman@gmail.com*

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN
www.agdm.pl, E-Mail: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990
Die Geschäftsstelle ist dienstags, donnerstags und freitags von 09.00 bis 12.00 Uhr und mittwochs von 13.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.
Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Vorläufiger Veranstaltungskalender 2021:

ab 11. Juni	Kulinarische Begegnungen im Haus Kopernikus
10. Juli	Tag der Minderheiten, Gelände „Osada Kozacka Ataman“
Juli/August	Sommerferien in deutscher Sprache
11. September	Allensteiner Jahrestreffen in Gelsenkirchen
Sept./Oktober	Jubiläum 30 Jahre AGDM
11. Oktober	Kartoffelfest
14. November	Volkstrauertag, Ehrenfriedhof Jakobsberg
06. Dezember	Adventsfeier für Senioren
12. Dezember	Adventsfeier für Kinder
18. Dezember	Weihnachtsmarkt und Gebäckwettbewerb

Programm 65. Jahrestreffen (unter Vorbehalt)

am 10. und 11. September 2021 in Gelsenkirchen / Schloss Horst*

FREITAG,
10. SEPTEMBER 2021

16.00 Uhr Hotel St. Petrus
Stadtversammlung

Anschließend
Geselliges Beisammensein

SAMSTAG,
11. SEPTEMBER 2021

10.00 Uhr Propsteikirche
Gottesdienst und Kranzniederlegung an der
Allensteiner Gedenktafel

10.30 bis 12.00 Uhr Heimatmuseum
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.00 Uhr Schloss Horst
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßung
Vorsitzender der Stadtgemeinschaft

Grußworte
Vertreter der Städte Gelsenkirchen
und Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr
Tanz- und Unterhaltungsmusik

22.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

An die Mitglieder unserer Stadtgemeinschaft

Stiftung Allenstein

Die Stiftung Allenstein wurde errichtet, um die Arbeit der Stadtgemeinschaft langfristig fortsetzen zu können. Sie soll auch nach einer späteren Auflösung der Stadtgemeinschaft unsere vordringlichen Satzungsziele, die Unterstützung der deutschen Volksgruppe mit dem Haus Kopernikus in Allenstein und den Erhalt des Allensteiner Heimatmuseums in Gelsenkirchen, sicherstellen.

Erfreulicherweise haben bereits einige Allensteiner der Stiftung Beträge von mehr als 500 Euro zugewendet und sich damit einen Platz im Goldenen Buch der Stadt Allenstein gesichert.

Spenden

Für die tägliche Arbeit sind wir aber nach wie vor auf Ihre Spenden angewiesen. Nur so ist es möglich, dass alle Allensteiner und Freunde unserer Heimatstadt regelmäßig den Heimatbrief erhalten und die Erinnerung an Allenstein bewahren und weitergeben können. Ebenso ermöglichen Sie damit die Arbeit der Geschäftsstelle und der ehrenamtlichen Mitarbeiter, kurz gesagt, Sie halten die Stadtgemeinschaft am Leben.

Dass wir immer weniger werden, ist uns allen bewusst. Leider nimmt dadurch auch die Zahl der Spender ab. Auf der anderen Seite nehmen die Kosten - z.B. das Porto für die Zusendung unseres Allensteiner Heimatbriefes - zu. Wir würden uns freuen, wenn Sie dies bei Ihrer nächsten Spende berücksichtigen würden.

Einige Kreisgemeinschaften senden ihren Heimatbrief nur noch an diejenigen Mitglieder, die sich für die Zusendung mit einer Spende erkenntlich zeigen. Diesen Weg wollen wir nicht gehen. Wir appellieren aber an alle, die sich bisher unentgeltlich an unserem Heimatbrief erfreuen, ihre Wertschätzung für den Heimatbrief, aber auch für die Arbeit der ehrenamtlich tätigen Redaktion, durch eine Spende zum Ausdruck zu bringen.

Preußische Allgemeine

Was für uns als Kreisgemeinschaft gilt, trifft auch für die Landsmannschaft Ostpreußen zu. Die Zahl der Ostpreußen geht zurück und damit auch die Zahl der Abonnenten des früheren „Ostpreußenblattes“.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn die Preußische Allgemeine aus der Presselandschaft verschwinden würde. Denn sie gehört zu den wenigen Stimmen, die nicht nur die Meinung der Leitmedien wiedergeben, sondern auch eigene Positionen vertreten.

Machen Sie einen Versuch! Ein Probeabonnement (s. S. 80) verpflichtet Sie zu nichts.

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Ausstellungen

- | | |
|---------------------|---|
| 20.02. - 05.09.2021 | Königsberger Rot - Erinnerungsarchäologie
Objektcollagen von Frank Popp (1941-2020) |
| 06.03. - 04.07.2021 | Johann-Walter Kurau / Jānis Valters (1869-1932)
Ein Mitbegründer der modernen lettischen Malerei |
| 05.06. - 26.09.2021 | Gotische Helden, tapfere Ordensritter
Nationalismus und Romantik in der Literatur Ostpreußens |
| 17.07. - 24.10.2021 | Verschwunden - Orte, die es nicht mehr gibt |
| 16.10.21 - 30.01.22 | Des Alltags schöne Seiten
Grafik der 50er Jahre von Gerhard Matzat und Ute Schmolling |
| 05.11. - 07.11.2021 | Museumsmarkt. Tradition trifft Modernes
Kunsthandwerk |
| 20.11.21 - 28.02.22 | Den Dingen das Beiläufige nehmen“
Expressionistische Maler aus Ostpreußen |

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum mit deutschbaltischer Abteilung

Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg

Öffnungszeiten: Di-So 10-17 Uhr

Tel.: 04131 75 99 5-0, E-Mail: info@ol-lg.de

www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

24.04. - 29.08.2021	Burgen im Deutschordensstaat Preußen Fotodokumentation von Miroslaw Garniec, Allenstein
04.09. - 28.11.2021	Kann Spuren von Heimat enthalten Wanderausstellung des Haus des Deutschen Ostens, München, über Essen und Trinken, Identität und Integration der Deutschen im östlichen Europa
20./21.11.2021	26. Bunter Herbstmarkt
04.12.21 - 01.05.22	1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland Bedeutende Ostpreußen jüdischen Glaubens

Kabinettausstellungen

Januar - April 2021	Johann Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen - Leben - Werk – Bedeutung
Mai - August 2021	Der Elch - Wildtier, Heimatsymbol, Werbeikone
Sept. - Dez. 2021	40 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen/Bay.

Dauerausstellungen in Ostpreußen zur Stadtgeschichte

Pr. Holland, Schloss	Saalfeld, Stadtverwaltung
Lyck, Wasserturm	Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus
Lötzen, Festung Boyen	Goldap, Haus der Heimat
Johannisburg, Städt. Kulturhaus	Rastenburg, I. Liceum

Ganzjährig: Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im neuen Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald
Änderungen vorbehalten.

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

Öffnungszeiten: April bis September Di bis So 10-12 und 13-17 Uhr
Oktober bis März Di bis So 10-12 und 13-16 Uhr

Tel.: 09141 86 44 0, Fax: 86 44 14, info@kulturzentrum-ostpreussen.de

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Deutschland und Europa



Dieser kleine Bildband stellt Werke des Malers Reinhard Bergmann vor. Er enthält Gemälde von Burgen und Schlössern des Deutschen Ordens, auch aus Regionen, in denen man das Wirken des Ordens und seine Bauwerke weniger vermutet hätte. Zu den klassischen Ansichten zählen die zu Westpreußen gehörende Marienburg, die Burganlagen in Graudenz und Thorn sowie Heilsberg und Liebmühl in Ostpreußen. Die Ausbreitung des Ordens in Europa wird beispielhaft an Bildern aus

Münnerstadt in Franken, Reifenstein, Bozen und Lengmoos in Südtirol, Gumpoldskirchen in Österreich sowie Hitzkirch in der Schweiz gezeigt. Auch das Schloss auf der Insel Mainau, das heute der schwedisch-stämmigen Familie Bernadotte gehört, wurde vom Deutschen Orden errichtet.

Der Maler Reinhard Bergmann wurde 1950 in Warnemünde geboren. Nach dem Besuch der Polytechnischen Oberschule sowie einer Privatschule für Malen und Zeichnen absolvierte der Künstler eine klassische Handwerkslehre als Maler und Lackierer. Nach einer Zeit als Meisterschüler bei Armin Münch an der Fachschule für Angewandte Kunst in Heiligendamm wurde Bergmann 1976 Leiter der Zentralen Ausbildungsstätte für Berufsbildung in Warnemünde, schloss 1982 ein Studium als Ingenieur-Pädagoge im Bauwesen ab und bestand 1988 die Prüfung als Diplompädagoge an der Humboldt-Universität in Berlin. Bis 2008 war er an privaten und Landesbildungsstätten für Stilkunde, Farbenlehre und Gestaltung tätig, anschließend ging er ausschließlich künstlerischen Tätigkeiten nach.

Seine Bilder vollendet er auf der Grundlage von Skizzen vor Ort und digitalen Fotos im heimischen Atelier. Seiner Vorliebe für die Farbe Orange verdankt er den Beinamen „Der Orangemaler“.

Der Bildband kann zum Preis von 3 Euro zuzüglich Porto und Verpackung im Kulturzentrum Ostpreußen bestellt werden.

Manfred E. Fritsche

Ostpreußen – hören...



Mit dem neu herausgegebenen Hörbuch „Ostpreußen – hören ...“ gibt das Kulturzentrum Ostpreußen ein weiteres Hörbuch heraus. Zahlreiche Interviews bieten ein buntes Bild vom Leben der Ostpreußen im Verlauf des Jahres, ferner sind historische Tonbeispiele aus dem Ostmarken-Rundfunk und dem Reichssender Königsberg auf den CDs zu finden. Besonders eindrucksvoll sind kurze literarische Erzählungen in aktuellen Aufnahmen von ostpreußischen

Schriftstellern wie Arno Surminski oder Herbert Somplatzki. Auch der Humor kommt durch Beiträge von Herbert Tennigkeit nicht zu kurz. So haben sich die beiden CDs (jeweils etwa 75 Minuten Laufzeit) abwechslungsreich füllen lassen. Wie bereits bei „Allenstein – Stadt unserer Jugend“ führte die Interviews Gabriela Czarkowska-Kusajda, die später auch alle Beiträge für die CDs arrangiert hat.

Das Hörbuch kann für 10 Euro zuzüglich Versandkosten im Kulturzentrum Ostpreußen bestellt werden.

Manfred E. Fritsche

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum **31. März** bzw. **30. September** per Post an die Geschäftsstelle oder an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Geburtstage ab 70 Jahre

Zur Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Die Geburtstage von Juli bis Dezember bitte bis zum 31. März und die von Januar bis Juni des folgenden Jahres bis zum 30. September einsenden.

Familienanzeigen, Bestellung AHB, Änderungen der Anschrift

Bitte verwenden Sie für Ihre Anzeige den entsprechenden Vordruck und schreiben Sie bitte möglichst deutlich, um Fehler zu vermeiden.

Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU

IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00

Vordruck für Familienanzeigen

Geburtstag oder Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum	
Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Heutige/Letzte Adresse	
Angezeigt von	

Bitte heraustrennen und einsenden an:

Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder
StadtAllenstein@t-online.de

Bestellung AHB oder Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

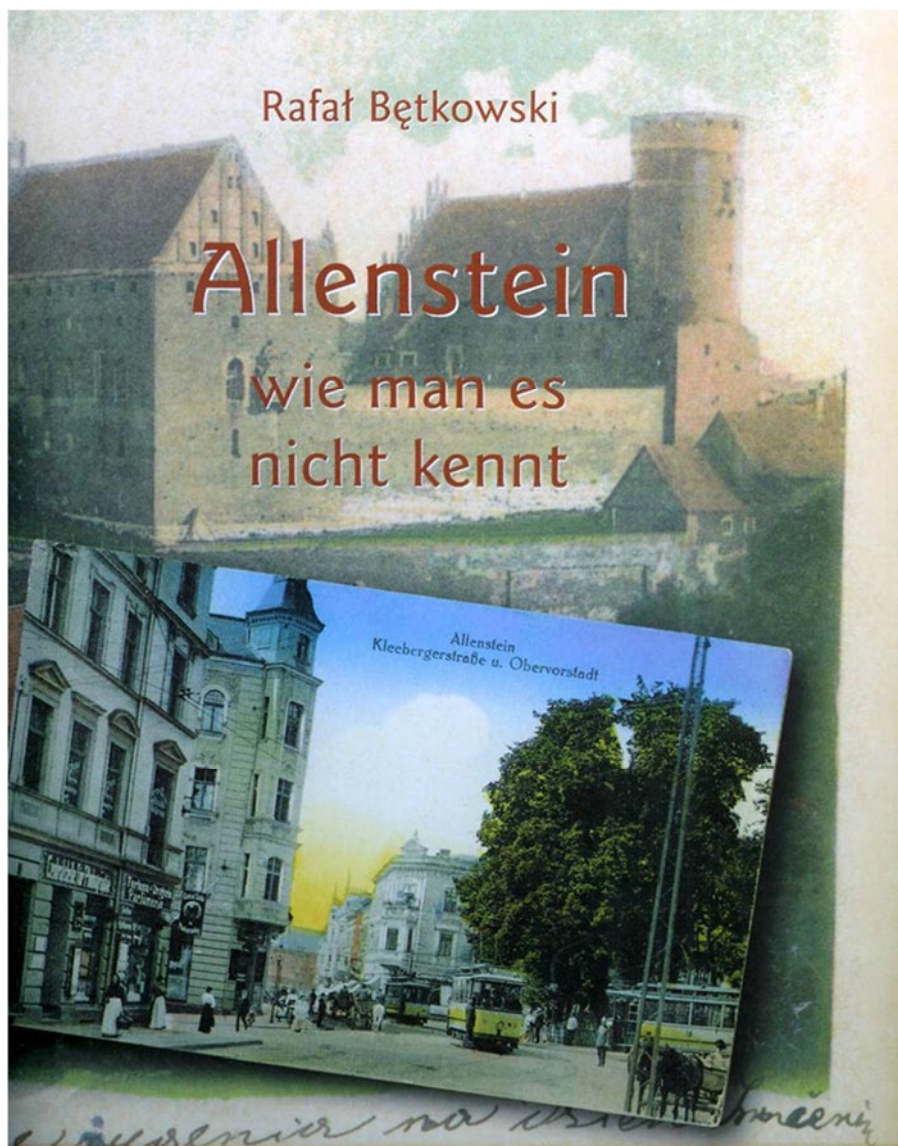
Bitte heraustrennen und einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder
StadtAllenstein@t-online.de

Allenstein heute - zwischen Tag und Traum



72 farbige Aufnahmen, 144 Seiten, Format 23 x 25 cm, Beschreibungen in Deutsch, Polnisch und Englisch.

Allenstein - wie es einmal war



Allenstein in alten Postkarten, 214 Seiten, Format 24 x 34 cm, ausführliche Beschreibungen in deutscher Sprache.

Allenstein – Stadt unserer Jugend

ALLENSTEIN

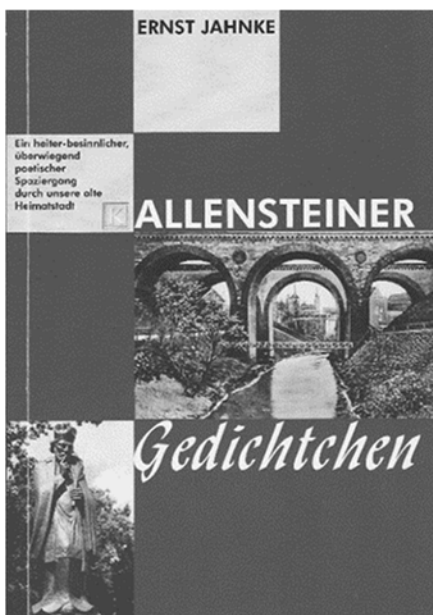


STADT UNSERER JUGEND



 KULTURZENTRUM
OSTPREUSSEN im Deutschordenschloß Eßlingen

Ein Hörbuch. Allensteiner erzählen über ihre Jugend in der Heimatstadt. Die reich bebilderte Broschüre mit zwei CDs ist wieder verfügbar. Ein ganz besonderes Geschenk für alte und junge Allensteiner!



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch die Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel, einen Stadtplan sowie eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte ergänzt.

Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen, Fotos und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Im Doppelpack sind sie mit einem Nachlass erhältlich.

Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348–1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Allensteiner Stadtplan von 1925, schwarz-weiß	1,00
Das Gesamtwerk von H. Bienkowski-Andersson	5,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Allensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	12,00
Einsame fremde Kinder von Joanna Wankowska-Sobiesiak	15,00
Agathas Schuhe von Joanna Wankowska-Sobiesiak	5,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Alenstein – wie man es nicht kennt von R. Betkowski	25,00
Alenstein – zwischen Tag und Traum von M. Wieliczko	20,00
Alenstein – Stadt unserer Jugend	9,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Ostpreußen - Was ist das?	1,00

Als Vierfarbendruck

Allensteiner Reiseführer	3,00
Allensteiner Stadtwappen als Aufkleber	2,00
Allensteiner Stadtplan von 1913 (50 x 75 cm)	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1940 (60 x 50 cm)	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	4,00
Vier Allensteiner Motive, reproduzierte Aquarelle DIN A3, pro St.	1,00
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, deutsch/polnisch, Maßstab 1:250.000,	8,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Bitte senden Sie Ihre schriftliche Bestellung an StadtAlenstein@t-online.de
oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen.

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. 02225 700418

Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. 02153 5135

Hanna Bleck, Brokweg 8, 48249 Dülmen, Tel. 02594 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. 02156 8519

Geschäftsstelle und Heimatmuseum „Der Treudank“

Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Tel. 0209 29131, Fax 0209 4084891

E-Mail: StadtAllenstein@t-online.de

Geöffnet dienstags von 10.00 Uhr bis 12.00 Uhr (Thomas Nowack)

Spenden für den AHB

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00, BIC GENODEM1GBU

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage

1700 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

Bestellen Sie jetzt:

Abo für 1 Jahr (144 € inklusive Versand im Inland).

Fine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!

Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe

(endet automatisch).

Preußische Allgemeine Zeitung

Buchtstr. 4 22087 Hamburg

Tel: 040 414008-42

E-Mail: vertrieb@preussische-allgemeine.de



Preußische Allgemeine Zeitung.
Die Wochenzeitung für Deutschland.



1473-1543

NICOLAUS COPERNICIUS
CLERICUS MEDICUS ASTRONOMUS

verschoben auf 2022

www.ostpreussen.de

Jahrestreffen



der Landsmannschaft Ostpreußen

Das Jahrestreffen am 5. Juni 2021 in Wolfsburg ist abgesagt, da der CongressPark Wolfsburg als Impfzentrum genutzt wird.

**Der neue Termin ist der 11. Juni 2022.
Veranstaltungsort: CongressPark Wolfsburg**

Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Buchtstraße 4, 22087 Hamburg,
Tel.: 040-41 40080, info@ostpreussen.de